

Peterson, Melike (Ed.); Küttel, Nora (Ed.)

Research Report

Stadtgefühle: Ausstellungen studentischer Kunstprojekte zum Thema "Emotionen und Raum"

Beiträge zur Wirtschaftsgeographie und Regionalentwicklung, No. 2-2025

Provided in Cooperation with:

Institut für Geographie, Universität Bremen

Suggested Citation: Peterson, Melike (Ed.); Küttel, Nora (Ed.) (2025) : Stadtgefühle: Ausstellungen studentischer Kunstprojekte zum Thema "Emotionen und Raum", Beiträge zur Wirtschaftsgeographie und Regionalentwicklung, No. 2-2025, Universität Bremen, Institut für Geographie, Bremen, <https://doi.org/10.26092/elib/5047>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/333897>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

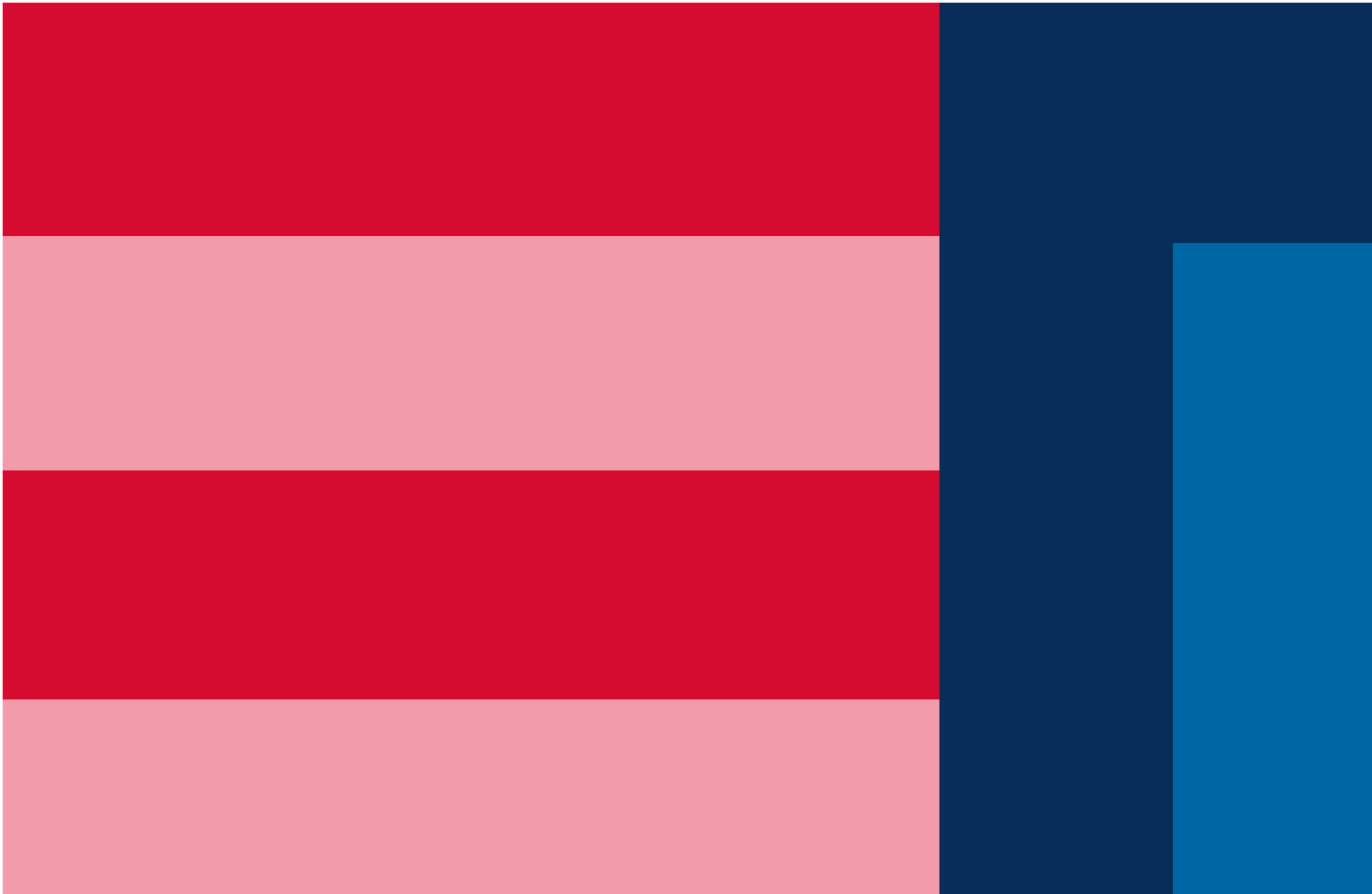
Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Melike Peterson und Nora Küttel (Hg.)

Stadtgefühle: Ausstellungen studentischer Kunstprojekte zum Thema „Emotionen und Raum“



Beiträge zur Wirtschaftsgeographie und Regionalentwicklung

Stadtgefühle: Ausstellungen studentischer Kunstprojekte zum Thema „Emotionen und Raum“

Melike Peterson und Nora Küttel (Hg.)

Nr. 2-2025

Erscheinungsort: Bremen

Herausgeber: Prof. Dr. Ivo Mossig

Adresse: Universität Bremen
Institut für Geographie
Prof. Dr. Ivo Mossig
Universitäts-Boulevard 13
28359 Bremen

Tel.: 0421 / 218 67410
E-Mail: mossig@uni-bremen.de
www.regionalentwicklung.uni-bremen.de

ISSN: 2191-124X

Bremen, November 2025

Stadtgefühle: Ausstellungen studentischer Kunstprojekte zum Thema „Emotionen und Raum“

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung

Melike Peterson und Nora Küttel

2. Spülung, Sex und Sehnsucht. Ein Soundscape der lustvollen Stadt abseits heteronormativer Vorstellungen

Chiara Kerber, Franziska Stula und Niklas Goldstein

3. Rostocker Kleingärten als Orte des Verlustes. Fotografische Erkundungen am Groter Pohl

Lasse Rosenow

4. Gefühle aus der Tonne: Gefühlswelten des Containers. Eine Zine-Sammlung

Fenna Walter, Rebecca Sommer und Lena-Cosima Griepentrog

5. Zwischen den Orten: Begegnungen und „Small Acts of Kindness“ in der Straßenbahn. Ein Zine

Luisa Kühl

6. Gemeinsam einsam: Öffentliche Plätze, Einsamkeit und die Bedeutung ihrer Gestaltung für ältere Menschen. Zine und kritische Kartierung

Elodie Müller und Luca Reinink

7. Ich muss pissen! Feministische Kartierungen öffentlicher Toiletten und den Dimensionen ihrer Intimität

Berit Jagels

8. Selbstermächtigung und Raumaneignung von FLINTA* durch Graffiti. Ein Dokumentarfilm

Finja und Jelte**

* Einige Studierende haben sich aufgrund des Inhalts ihrer Arbeiten dafür entschieden, nur ihren Vornamen anzugeben.

Stadtgefühle: Ausstellungen studentischer Kunstprojekte zum Thema „Emotionen und Raum“ – Eine Einleitung

Melike Peterson und Nora Küttel

Wie fühlt sich die Stadt an? Welche Gefühle löst sie aus? Und warum sind diese Gefühle von Bedeutung? Diesen Fragen sind Studierende aus der Geographie, Soziologie und den Kulturwissenschaften an der Universität Bremen in den Wintersemestern 2023/24 und 2024/25 in einem General Studies Seminar mit kreativen und künstlerischen Methoden nachgegangen. Ihre Projektarbeiten thematisieren die Gefühlswelten subkultureller Räume und Szenen, Orte der Lust, des Verlusts und der Freundlichkeit, Prozesse der Rauman eignung sowie weibliche und queere Raumerfahrungen. Dabei sind unter anderem Fotoessays, Klanglandschaften, Zines, Kartierungen und diverse Filmformate entstanden. Um mit einer interessierten (Stadt-) Öffentlichkeit über ihre Arbeiten ins Gespräch zu kommen, wurden die Forschungsprojekte des ersten Jahrgangs im April 2024 für eine Woche im UMZU, einer Zwischennutzung in der Bremer Innenstadt, und die des zweiten Jahrgangs von März bis Mai 2025 im Haus der Wissenschaft in Bremen (siehe Abb. 1) ausgestellt.



Abb. 1: Blick in den Ausstellungsraum des zweiten Jahrgangs im Haus der Wissenschaft (Quelle: eigene Aufnahme)

Emotionen und Affekten, so Jan Hutta (2020, 79), „prägen das Städtische auf vielfältige Weise“ und sind mit einer Reihe von Prozessen verwoben, die das Städtische strukturieren können: Sie werden angeregt oder eingeschränkt, kanalisiert oder in Wert gesetzt, normativ eingebunden oder widerständig mobilisiert. Als Beispiele nennt Jan Hutta (2020, 79) sogenannte Angsträume, Themen wie Zugehörigkeit und Ausschluss, die Politisierung von Emotionen bei Prideparaden, die Zeichen gegen Ausgrenzung und gesellschaftlich

produzierte Angst und Scham setzen wollen oder die Mobilisierung von Emotionen in Stadtplanung, Ökonomie und städtischem Regieren, z. B. beim Thema Kriminalitätsfurcht.

Das Themenfeld der *Emotionalen Geographien*, dem diese Überlegungen zuzuordnen sind, hat seinen Ursprung in feministischen Denktraditionen, die untersuchen, wie Menschen Orte und Räume unterschiedlich erfahren und wahrnehmen. Im Fokus stehen dabei Ausdrücke von Emotionen und die durch den Einfluss von Emotionen entstehenden Räume sowie die Räumlichkeit von Emotionen an sich (Davidson et al. 2007). Gleichzeitig sind Emotionen auch immer in übergeordnete geographische, soziale und politische Machtstrukturen eingebettet. So fragen *Emotionale Geographien* beispielsweise danach, wie Emotionen in Räumen des alltäglichen Lebens erlebt und gelebt werden und welche Konsequenzen diese Gefühlswelten für das Zusammenleben in Städten und Gesellschaften haben.

Doch wie können diese Gefühlswelten erforscht werden? Carolin Schurr und Anke Strüver (2016, 88) schreiben dazu, dass *Emotionale Geographien* das herkömmliche Repertoire sozialwissenschaftlicher Methoden in Frage stellen und dazu aufrufen, mit neuen Methoden zu experimentieren und dabei eine Vielfalt unterschiedlicher Zugänge und Kombinationen von Methoden zu ermöglichen. Auch Katrin Wildner (2005, 168) weist darauf hin, dass wir in Forschungsprozessen immer wieder auf Unerwartetes und nicht-Mitkommuniziertes stoßen. Sie betont, dass Forschungsprozesse häufig auf offenen Versuchen und Kombinationen von Fragen und Materialien beruhen. Sie sind also weniger linear, strukturiert und eindeutig, als wir vielleicht bisher angenommen, gelernt und gelehrt haben. In diesem Sinne betonen Katrin Singer, Katharina Schmidt und Martina Neuburger (2023) vor allem die Bedeutung kreativer und künstlerischer Methoden, die trotz ihres Potenzials als Forschungspraktiken abseits des Mainstreams in der akademischen Methodenlehre (noch) vernachlässigt werden. Angeregt durch diese Debatten und in Anlehnung an aktuelle Themen und Methoden in der Geographie und den raumsensiblen Kultur- und Sozialwissenschaften haben wir uns in dem General Studies Seminar den folgenden vier Themenfeldern vertieft gewidmet: Fotografie, Zines und Comics, Kritisches Kartieren und Audio-Visualität.

Folgende Aspekte haben uns diese vier Themenfelder als besonders geeignet erscheinen lassen: Da Fotos selektive Ausschnitte bzw. Momentaufnahmen zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort sind, muss immer danach gefragt werden, was in einem Foto (nicht) gezeigt wird (Pyry et al. 2021, 77). Das macht Fotos und die Fotografie zu machtvollen Mitteln der Welterzeugung (Schlottmann/Miggelbrink 2009, 14), die vor allem nonverbale Wissensformen in den Fokus rücken. Dies bietet sich an, um der Frage nachzugehen, wie Fotos ein bestimmtes Ortsgefühl erzeugen. Wir haben daher die Methoden des Foto-Essays (Cronin 2011) und der Foto-Elizitation (Dobruskin et al. 2021) näher betrachtet. Zines – kleine, oft selbst produzierte Faltheftes (Duncombe 1997) – und Comics (Dittmer 2010; Schröder 2022) zeichnen sich durch eine besondere Bildsprache sowie durch eine häufig persönlichere Ausdrucksweise und zugleich politisch geprägte Inhalte aus (Bagelman/Bagelman 2016). Aufgrund dieser Eigenschaften eignen sich Zines und Comics besonders, um neue Formen des Forschens, Schreibens, Lesens und Publizierens zu erkunden und zu erproben (Fall 2020; Peterle 2021; Küttel/Peterson 2023). Zugleich eröffnen sie die Möglichkeit, grundlegende Fragen danach zu stellen, wie Forschungsergebnisse gestaltet werden sollen – und wer über deren Inhalt und Darstellung bestimmt (Leventhal 2006, 3). Das Kritische Kartieren betrachtet Karten als Machtprodukte, die ihrerseits Macht (re)produzieren, und hinterfragt die soziale, politische, kulturelle und ökonomische Wirkmächtigkeit von Karten, Kartieren und Kartographie (Dammann/Michel 2022). Dies eröffnet Möglichkeiten zu fragen, was Karten (nicht) zeigen, wer an ihrer Herstellung (nicht) beteiligt ist und wie „andere“ Karten aussehen könnten, die versuchen, das Verborgene und Marginalisierte sichtbar zu machen. Wir haben uns in diesem Kontext näher mit den

Methoden des Emotional Mapping (Klaus et al. 2022) und des Body Mapping (Jokela-Pansini 2021) beschäftigt. Eine stärkere Hinwendung zu audiovisuellen Methoden erscheint sowohl wünschenswert als auch notwendig, da gesellschaftliche wie auch wissenschaftliche Entwicklungen den Einsatz von Ton und Bild zunehmend in den Fokus rücken. In den Sozialwissenschaften mehren sich dementsprechend Stimmen, die sich gegen die Hegemonie des geschriebenen Textes und für die Integration audiovisueller Ausdrucksformen aussprechen. Vor diesem Hintergrund eröffnet sich die Möglichkeit zu untersuchen, welche „anderen“ Geschichten „anders“ erzählt werden können und wie praktische Aktivitäten sichtbar gemacht, wertgeschätzt und forschend aufgegriffen werden können. In diesem Zusammenhang haben wir die Methoden des Dokumentarfilms (Piscitelli 2023) sowie der Soundscapes bzw. Klanglandschaften (Aue et al. 2023) kennengelernt.

Der vorliegende Band zeigt neun ausgewählte studentische Arbeiten, die im Kontext dieses Lehrprojektes entstanden sind. Im folgenden Kapitel befassen sich Chiara Kerber, Franziska Stula und Niklas Goldstein mit dem Thema **„Spülung, Sex und Sehnsucht. Ein Soundscape der lustvollen Stadt abseits heteronormativer Vorstellungen“** und erkunden die Bedeutung unterschiedlicher Klänge einer öffentlichen Toilette als Ort städtischer (sexueller) Lust für cruisende Personen und damit verbundene Raumansprüche.

In Kapitel 3 geht Lasse Rosenow in einem Foto-Essay dem Thema **„Rostocker Kleingärten als Orte des Verlustes. Fotografische Erkundungen am Groter Pohl“** nach. Er untersucht dabei eine von Verdrängung bedrohte Kleingartensiedlung und setzt sich fotografisch und textlich mit seinen eigenen Gefühlen von Verlust während eines Besuches dieser Kleingartensiedlung auseinander.

Der Beitrag **„Gefühle aus der Tonne: Gefühlswelten des Containers. Eine Zine-Sammlung“** von Fenna Walter, Rebecca Sommer und Lena-Cosima Griepentrog in Kapitel 4 beschreibt die emotionalen Bedeutungen und Raumeignungsprozesse, die mit der Praktik des Containers, also dem Herausholen weggeworfener, noch genießbarer Lebensmittel zum Eigenverbrauch aus dem Abfallcontainer eines Supermarktes, verbunden sind und halten sie in Form von Zines fest.

In Kapitel 5 bearbeitet Luisa Kühl mit **„Zwischen den Orten: Begegnungen und ‚Small Acts of Kindness‘ in der Straßenbahn. Ein Zine“** die Bremer Straßenbahnlinie 6 als einen Ort der Un/Freundlichkeit aus einer autoethnographischen Perspektive auf, und verwebt durch sie als un/freundlich und un/angenehm gelesene Begegnungen in einem Zine.

Mit **„Gemeinsam einsam: Öffentliche Plätze, Einsamkeit und die Bedeutung ihrer Gestaltung für ältere Menschen. Zine und kritische Kartierung“** untersuchen Elodie Müller und Luca Reinink in Kapitel 6 wie ältere Menschen Einsamkeit empfinden und welche Bedeutung unterschiedliche öffentliche Räume in der Stadt für ihre Teilhabe am öffentlichen Leben spielen und somit Einsamkeit im Alter entgegenwirken können.

Anschließend geht Berit Jagels in Kapitel 7 mit **„Ich muss pissen! Feministische Kartierungen öffentlicher Toiletten und Dimensionen ihrer Intimität“** aus autoethnographischer und kartierender Sicht auf die Suche nach ihren Erfahrungen mit öffentlichen Toiletten und beleuchtet ihre mit diesen Orten verbundenen Gefühle, Wahrnehmungen, Assoziationen sowie gesellschaftlichen Fragen.

Im finalen Kapitel 8 **„Selbstermächtigung und Raumeignung von FLINTA* durch Graffiti. Ein Dokumentarfilm“** adressieren Finja und Jelte emotionale Dimensionen und Bedeutungen des Graffiti-Sprayens aus feministischer Sicht.

Literaturverzeichnis

Aue, Rosa; Hübl, Susanne und Kuhn, Lilith (2023): Sonic artographies: Relationales Zuhören im Kontext der Klimakrise. In: Singer, Katrin; Schmidt, Katharina und Neuburger, Martina (Hrsg.): Artographies – Kreativ-künstlerische Zugänge zu einer machtkritischen Raumforschung. Bielefeld: transcript, 55-67.

Bagelman, Carly und Bagelman, Jennifer J. (2016): Zines: Crafting change and repurposing the neoliberal university. In: ACME: An International Journal for Critical Geographers 15(2), 365-92. <https://doi.org/10.14288/acme.v15i2.1257>

Cronin, Anne M. (2011): Researching urban space, reflecting on advertising: A photo-essay. In: Space and Culture 14(4), 356-366. <https://doi.org/10.1177/1206331211412278>

Dammann, Finn und Michel, Boris (Hrsg.) (2022): Handbuch Kritisches Kartieren. Bielefeld: transcript.

Davidson, Joyce; Bondi, Liz und Smith, Mick (Hrsg.) (2007): Emotional geographies. Aldershot: Ashgate.

Dittmer, Jason (2010): Comic book visualities: A methodological manifesto on geography, montage and narration. In: Transactions of the Institute of British Geographers 35(2), 222-236. <https://doi.org/10.1111/j.1475-5661.2009.00376.x>

Dobrusskin, Janina; Helbrecht, Ilse; Born, Anthony Miro und Genz, Carolin (2021): Bildgestützte Interviews in der Raumforschung: Potenziale der Foto-Elizitation. In: Heinrich, Janna Juliane; Marguin, Severine; Million, Angela und Stollmann, Jörg (Hrsg.): Methoden der qualitativen Raumforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Bielefeld: transcript, 207-221.

Duncombe, Stephen (Hrsg.) (2008): Notes from underground: Zines and the politics of alternative culture. Bloomington: Microcosm.

Fall, Juliet (2021): Worlds of vision: Thinking geographically through comics. In: ACME: An International Journal for Critical Geographers 20(1), 17-33. <https://doi.org/10.14288/acme.v20i1.2037>

Hutta, Jan (2020): Affekte und Emotionen. In: Belina, Bernd; Naumann, Matthias und Strüver, Anke (Hrsg.): Handbuch Kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 4. Auflage, 79-84.

Jokela-Pansini, Maaret (2021): Body mapping as a feminist visual method: Exploring the field through the body. In: Kogler, Rafaela und Wintzer, Jeannine (Hrsg.): Raum und Bild – Strategien visueller raumbezogener Forschung. Berlin, Heidelberg: Springer, 69-82.

Klaus, Luise; Germes, Melina und Guarascio, Francesca (2022): Emotional mapping und partizipatives Kartieren – ungehörte Stimmen sichtbar machen. In: Dammann, Finn und Michel, Boris (Hrsg.): Sozial- und Kulturgeographie. Bielefeld: transcript, 37-54.

Küttel, Nora und Peterson, Melike (2023): Schneiden, Kleben, Reflektieren: Zines und das Erstellen reflexiver (Forschungs-)Räume. In: Singer, Katrin; Schmidt, Katharina und Neuburger, Martina (Hrsg.): Artographies – Kreativ-künstlerische Zugänge zu einer machtkritischen Raumforschung. Bielefeld: transcript, 91-103.

Leventhal, Anna (2006): The Politics of Small: Strategies and Considerations in Zine Preservation. Graduate Student Panel: Preservation of New Media. Montreal: McGill University. Verfügbar unter:

https://www.docam.ca/images/stories/pdf/seminaires/2006_02_anna_leventhal.pdf (Zugriff am 26.09.2025).

Peterle, Giada (Hrsg.) (2021): Comics as a research practice. Drawing narrative geographies beyond the frame. London: Routledge.

Piscitelli, Paola (2023): Filmemachen als transformatives Forschungstool. In: Singer, Katrin; Schmidt, Katharina und Neuburger, Martina (Hrsg.): Artographies – Kreativ-künstlerische Zugänge zu einer machtkritischen Raumforschung. Bielefeld: transcript, 157-173.

Pyry, Noora; Hilander, Markus und Tani, Sirpa (2021): Photography and photo elicitation as visual methods. In: Von Benzon, Nadia; Holton, Mark; Wilkinson, Catherine und Wilkinson, Samantha (Hrsg.): Creative methods for human geographers, 1. Auflage, London: Sage, 75-86.

Schlottmann, Antje und Miggelbrink, Judith (Hrsg.) (2015): Visuelle Geographien: Zur Produktion, Aneignung und Vermittlung von RaumBildern. Bielefeld: transcript.

Schröder, Verena (2022): More than words. Comics als narratives Medium für Mehr-als-menschliche Geographien. In: Geographica Helvetica 77(2), 271-287. <https://doi.org/10.5194/gh-77-271-2022>

Schurr, Carolin und Strüver, Anke (2016): „The Rest“: Geographien des Alltäglichen zwischen Affekt, Emotion und Repräsentation. In: Geographica Helvetica 71(2), 87-97. <https://doi.org/10.5194/gh-71-87-2016>

Singer, Katrin; Schmidt, Katharina und Neuburger, Martina (Hrsg.) (2023): Artographies – Kreativ-künstlerische Zugänge zu einer machtkritischen Raumforschung. Bielefeld: transcript.

Wildner, Katrin (2005): Inventive Methods. Künstlerische Ansätze in der ethnographischen Stadtforschung. In: Ethnoscript 17(1), 168-185. <https://journals.sub.uni-hamburg.de/ethnoscripts/article/view/810>

Spülung, Sex und Sehnsucht. Ein Soundscape der lustvollen Stadt abseits heteronormativer Vorstellungen

Chiara Kerber, Franziska Stula und Niklas Goldstein

Einleitung

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit Klanglandschaften zu Emotionen der (sexuellen) Lust von queeren Personen am Beispiel der Erfahrungen einer cruisenden schwulen Person. *Queer* wird im Rahmen dieses Beitrags entsprechend der Definition der Stiftung für Kulturelle Weiterbildung und Kulturberatung (o. J.) als „ein Sammelbegriff für Personen, deren geschlechtliche Identität (wer sie in Bezug auf Geschlecht sind) und/oder sexuelle Orientierung (wen sie begehren oder wie sie lieben) nicht der zweigeschlechtlichen, cis-geschlechtlichen und/oder heterosexuellen Norm entspricht“ verstanden. Nicht alle Personen außerhalb cis-heteronormativer Kategorien identifizieren sich jedoch mit dem Begriff, sondern bevorzugen Bezeichnungen wie schwul, lesbisch, trans* oder nicht-binär.

Nach Benno Gammerl und Rainer Herrn (2015) kann die Betrachtung von Emotionen dabei helfen, eine kritische Perspektive darauf zu legen, wie gesellschaftliche Machtverhältnisse raum- oder ortsspezifische Gefühle prägen und wie Emotionen eine wichtige Rolle zur Herstellung von Räumen darstellen. Aus der Perspektive der kritischen Stadtforschung sind Emotionen der sexuellen Lust deswegen interessant, weil ihre Betrachtung eine intersektionale Perspektive zulässt und eng mit Machtverhältnissen verknüpft ist. Nach Rogério de Jesus Pereira Lopes (2017) sind in der Denkstruktur der Stadtplanung häufig dichotome Gegenüberstellungen, wie beispielsweise Ordnung und Unordnung, Öffentlichkeit und Privatheit oder Produktion und Reproduktion, vorherrschend. Diese Gegenüberstellungen gehen mit Machtverhältnissen einher, welche mit Annahmen über Heteronormativität und Geschlechterbinarität zusammenhängen. Sexualität und Lust werden aus heteronormativer Sicht somit im Privaten verortet. Dadurch wird verkannt, dass öffentlich zugängliche Räume Funktionen haben, die über die heteronormativen Deutungen hinausgehen (ebd., 215). Sexuelle Handlungen konstituieren auch Räume im öffentlichen Raum. Nach Aaron Betsky (1997) sind solche Orte Entitäten, die an die Ausübung sexueller Praktiken gekoppelt sind: „It was a space that could not be seen, had no contours, and never endured beyond the sexual act“ (Betsky 1997 zit. nach Hagemann 2022, 274).

Auch nach Henri Lefebvre (2016, 85) besteht eine Stadt aus einer erlebbaren und begehbaren Realität, die durch architektonische Strukturen geschaffen wird und von zwischenmenschlichen Interaktionen durchdrungen ist. Sie wird also von Menschen produziert und reproduziert (ebd., 82). Ein Recht auf Stadt, wie es Henri Lefebvre in seiner theoretischen Abhandlung über die Produktion von Stadt formuliert, ist somit als ein Anrecht bzw. Anspruch zu verstehen, mitwirkendes Erschaffen und Aneignung des städtischen Raumes als gemeinschaftliches Werk zu sehen (ebd., 189). Jedoch führt nach Rogério de Jesus Pereira Lopes (2017, 251) das häufige Ausklammern von Bedürfnissen abseits heteronormativer Perspektiven zur Herabwürdigung queerer Identitäten. Auf Ebene der Stadtgestaltung findet sich dies wieder, da sie sich unzureichend mit der Gleichstellung sozialer Gruppen in der Mehrheitsgesellschaft auseinandersetzt. Aktuell gibt es beispielsweise wenig queere Perspektiven in der Forschung und Planung von Städten. Eine Forderung, die sich daraus

ableiten lässt, ist, dass die Gesellschaft Stadt radikal neu und inklusiv durchdenken und weiterentwickeln sollte (Lefebvre 2016, 189).

Basierend auf der Frage, wo Emotionen der Lust in der Stadt zu finden sind, näherten wir uns dem sogenannten *Cruising*, welches die Suche nach einer:m Partner:in für unverbindlichen Sex beschreibt und somit eine queere Praktik der sexuellen Begegnung im öffentlichen Raum darstellt (Street 2025). Durch die Verlagerung von sexuellen Aktivitäten in den öffentlichen Raum wie im Falle von Cruising können konventionelle Sichtweisen auf Orte irritiert und herausgefordert werden. Sich der Praktik des Cruising zu widmen ist somit auch ein Weg, queere Kodierungen und Raumnutzungen besser zu verstehen und sie stärker und sichtbarer in den wissenschaftlichen Mainstream zu rücken. Aufgrund der historischen Bedeutung von Cruising-Orten und der Notwendigkeit der Anonymität der Beteiligten bietet sich die Methode der Soundscapes an, da diese auf visuelle Dokumentation verzichtet. Nach Brigitte Schulte-Fortkamp und André Fiebig (2023) erkennen Soundscapes an, dass Menschen mehr als passive Empfänger:innen ihrer akustischen Umgebungen sind. So entsteht eine Wechselbeziehung zwischen Menschen, Aktivitäten und Orten, in denen Menschen mit ihrer Umgebung sowohl als Schöpfer:innen als auch als Empfänger:innen der Geräuschkulisse interagieren. Darüber hinaus kann nach Rosa Aue, Susanne Hübl und Lilith Kuhn (2023, 64) ein Forschungsprozess, der affektive Erfahrungen bereits bei der Wissensproduktion mit einbezieht, Aufmerksamkeit für sozial marginalisierte, tabuisierte oder unsichtbar gemachte Phänomene und Personen wie das Cruising schaffen.

Dieser Beitrag wird daher von folgender Frage geleitet: „Wie klingt die lustvolle Stadt im Mikroraum der öffentlichen Toilette für cruisende Menschen?“. Mit dem Begriff Mikroraum greifen wir auf eine kritisch-feministische Perspektive auf öffentliche Toiletten zurück, in der diese als kleinräumige, aber gesellschaftlich hoch aufgeladene Orte verstanden werden, an denen Zugang, Intimität, Sichtbarkeit und soziale Normen räumlich verhandelt werden (Klo:ektiv 2020). Ziel unserer Arbeit ist es, einen kritischen Blick auf vorherrschende Normen in der Stadtgestaltung zu werfen, die in engem Zusammenhang mit Gefühlen und Emotionen und ihrer Herstellung von Räumen stehen. Um dies zu erreichen, soll das Ergebnis einen niedrigschwelligen Zugang bieten und im Sinne der Immersion¹ dafür sorgen, dass der/die Zuhörer:in in die Klanglandschaft und damit in eine Praktik jenseits heteronormativer Perspektiven auf Stadt eintauchen kann.

Theoretisch konzeptionelle Einbettung

Die Praktik des Cruising findet aktuell Einzug in der (geographischen) Fachdiskussion, insbesondere in Bezug auf Entstehungsgeschichte und Entwicklung der Cruising-Spaces sowie Ablauf der Praktik (Köppert 2015; Sánchez-Molero Martínez/Kallitsis 2022). In der Vergangenheit lag der Fokus hauptsächlich auf dem Cruising cis-männlicher Personen (Humphreys 1974; Dannecker/Reiche 1974; Rosenkranz/Lorenz 2006; Gammerl 2009). Cruising ist jedoch auch in der lesbischen-trans* queeren Szene verbreitet. Obwohl dies heute in der wissenschaftlichen Forschung anerkannt wird, ist die Literaturlage darüber deutlich begrenzter (Evans et al. 2023, 88). Darüber hinaus behandelt die Fachliteratur queere Lebensrealitäten in Bezug auf eine dichotome Unterteilung in Öffentlichkeit bzw. Stadt und Privatheit bzw. Intimität, was zu Ausgrenzungen von Lebensrealitäten jenseits des

¹ Der Begriff der Immersion ist abgeleitet von der physikalischen Erfahrung eines Eintauchens in Wasser und wird metaphorisch verwendet, um das Gefühl einer psychologisch eindringlichen Erfahrung zu beschreiben. Es geht um das Gefühl, von einer anderen Realität umgeben zu sein, die unsere gesamte Aufmerksamkeit und unseren gesamten Wahrnehmungsapparat beansprucht (Wintzen 2019, 233).

Heteronormativen führt (de Jesus Pereira Lopes 2017; Hutta/Schuster 2022). Hier knüpft unser Forschungsprojekt an.

Emotion der (sexuellen) Lust und Cruising

Lust lässt sich definieren als „Emotion bzw. Gefühlsqualität, die mit der Befriedigung von Bedürfnissen und Wünschen bzw. der Erwartung dieser Befriedigung einhergeht und Unlust oder Schmerz entgegengesetzt ist. Sie ist gekoppelt mit der Motivation, die Lust vermittelnde Tätigkeit fortzusetzen oder sich [dem] die Lust versprechenden Gegenstand anzunähern“ (Lexikon der Biologie 1999). Lust, in Form von sexueller Lust, lässt sich zum Beispiel bei der Praktik des Cruising in städtischen Räumen wiederfinden: Cruising wird in der queeren Szene genutzt, um sexueller Lust im öffentlichen Raum nachzugehen. Nach Henry Hagemann (2022, 271-273) ist Cruising eine queere soziale Praktik, die einen Bestandteil der schwulen Kultur darstellt und diese maßgeblich beeinflusst hat. Cruising kann nach Jennifer Evans, Martin Lücke und Lorenz Weinberg (2023, 77) als „öffentliches bzw. halböffentliches Lustwandeln auf der Suche nach Sexualpartner:innen“ beschrieben werden. Die Praktik findet sich in verschiedenen städtischen Räumen wie Parks, Klokabinen (sogenannten Klappen) und Parkplätzen wieder, die sich in ihren Texturen, Gerüchen und Geräuschen stark voneinander unterscheiden. Henry Hagemann (2022) führt an, dass das ziellose Flanieren und Spazieren wohlhabender Männer im viktorianischen England ein gängiges Bild des Alltags darstellten. Trotz der gesetzlichen Verfolgung von Homosexuellen bildeten sich unsichtbare Netzwerke von Cruising-Orten, die sich durch Gesten, KleidungsCodes und Blicke materialisierten. Diese Netzwerke überschritten Grenzen, Stadtviertel und teilweise auch soziale Zugehörigkeiten. Die Abendstunden boten dabei Schutz und Anonymität, um sich dem diskriminierenden gesellschaftlichen Umfeld zu entziehen. Das Verständnis der Codes und Signale war und ist für die Kontaktaufnahme entscheidend, was dazu führt, dass unwissende Personen, die nicht mit diesen Codes vertraut sind, ausgeschlossen werden. Die Öffentlichkeit fungiert somit als eine Art Schutzraum für diejenigen, um spezifische Kontakte unter festgelegten Regeln zu knüpfen (Humphreys 1974 zit. nach ebd., 273). Die Annahme, dass Cruising als Reaktion auf eine diskriminierende gesellschaftliche Umgebung verstanden werden kann, lässt sich um eine weitere Überlegung ergänzen: Die schnelle und anonyme Intimität, kombiniert mit der potenziellen Gefahr, erwischt zu werden, erzeugt Nervenkitzel und Spannung, was die sexuelle Begierde weiter anregt (ebd.).

Cruising und Raum

Cruising überlagert sich mit anderen Nutzungen am selben geographischen Ort, wodurch diese zwar parallel existieren, jedoch nicht unbedingt für alle erkennbar sind. Ein Cruising-Ort kann sich im Sinne der Raumtheorie nach Henri Lefebvre von dem materiell gebauten Ort und seiner ursprünglichen Intention unterscheiden. Er kann als erlebter Raum von Personen wahrgenommen und durch ihre Handlungen realisiert werden, auch wenn sein Repräsentationsraum durch die gesellschaftliche Aufladung anders konnotiert ist. Eine öffentliche Toilette beispielsweise wird in der heteronormativen Mehrheitsgesellschaft grundsätzlich als Ort für den Toilettengang, für cruisende Menschen jedoch auch als Ort für sexuelle Begegnungen genutzt. Hierbei ist zu erkennen, dass Heteronormativität auch alltägliche Routinen strukturiert. Nach Rogério de Jesus Pereira Lopes (2017, 251) führen dabei die einer heteronormativen Annahme zugrundeliegende Verortung der Sexualität im Privaten sowie die Privilegierung der Heterosexualität gegenüber der Homosexualität zu einer Entwürdigung und zum Ausschluss von queeren Menschen.

Stadtplanung spiegelt dabei existierende gesellschaftliche Normen wider, wodurch Marginalisierungen anderer Lebensrealitäten neben normativen Annahmen verfestigt und materialisiert werden (ebd.). Im Unterschied zum Cruising in Parks, Straßenecken oder Parkplätzen zeichnen sich öffentliche Toiletten dennoch durch ihre gebaute Umwelt aus, bieten Witterungsschutz und wirken durch ihre feste Funktion im urbanen Raum unauffällig für die sexuelle Praktik. Der Besuch einer öffentlichen Toilette erfordert schließlich wenig Erklärung, da er einen Ort repräsentiert, der für die heteronormative Mehrheitsgesellschaft nicht mit sexueller Lust in Verbindung steht und so ein höheres Maß an Anonymität für cruisende Personen bietet (Hagemann 2022, 275).

Fallbeispiel: Eine innenstadtnahe öffentliche Toilette

Im Zuge unseres Forschungsprojekts wurde die akustische Umgebung einer innenstadtnahen öffentlichen Toilette untersucht, die als Treffpunkt für cruisende Menschen dient. Sie umfasst zwei Pissoirs, zwei nebeneinander liegende Kabinen und eine Kabine für Menschen mit Mobilitätseinschränkungen sowie ein Waschbecken. Die Wand zwischen den benachbarten Kabinen ist mit einem Loch versehen, das in der Szene als „glory hole“ bekannt ist und zur anonymen sexuellen Interaktion dient. Da durch die Kabinenwand Blickkontakt oder Ähnliches nicht möglich ist, spielen visuelle Signale in unserem Fallbeispiel eine untergeordnete Rolle. Das Fehlen visueller Reize eröffnet eine erweiterte Dimension der Wahrnehmung von Orten, beispielsweise über auditive Reize. Cruisende Menschen müssen sich also an einem solchen Cruising-Ort auf ihre auditiven Sinne verlassen, um Informationen über potenzielle Sexualpartner:innen zu erhalten.

Durch die Untersuchung der Klanglandschaft dieser Toilette soll ein anderer Blick auf diesen öffentlichen Raum ermöglicht werden. Eine dauerhafte Lüftung, alltagsbekannte Geräusche, wie Toilettenspülungen, Wasserplätschern aus dem Wasserhahn, ein Handtrockner oder ein Alarmton (hoher Piepton) sorgen für kontinuierliche Geräuschkulissen. Indem sich auf den emotionalen Bezug der Alltagsgeräusche im Kontext des Cruisings konzentriert wird, soll ein Erleben des Ortes abseits heteronormativer Perspektiven dargestellt werden.

Methodisches Vorgehen

Um sich der Forschungsfrage „Wie klingt die lustvolle Stadt im Mikroraum der öffentlichen Toilette durch cruisende Menschen?“ anzunähern, ist ein methodisches Vorgehen erforderlich, das den Fokus auf die Analyse von Klängen legt. Die Soundscape-Analyse bietet sich hierfür besonders an, da sie zum Ziel hat, Klänge und die Bedeutung auditiver Reize als integralen Bestandteil von Raum herauszuarbeiten (Aue et al. 2023, 57).

Soundscapes

Im Bereich der *Sonic Geographies* werden *Sounds*, also Klänge, unterschiedlich konzeptualisiert. Die Analyse von Soundscapes im Allgemeinen beschäftigt sich mit der Wahrnehmung der akustischen Umgebung von einer oder mehreren Personen in einem bestimmten Kontext (Schulte-Fortkamp/Fiebig 2023, 2). Rosa Aue, Susanne Hübl und Lilith Kuhn (2023, 57) schreiben den Soundscapes als Methode die Besonderheit zu, dass sie gegenüber quantifizierbaren Daten, wie die Dezibelhöhe für das Bemessen der Lärmverschmutzung, insbesondere qualitative Eigenschaften von Orten skizzieren können. Dabei werden Klänge weniger als Repräsentationen denn als „machtvolle Ko-Produzenten“

von Raum verstanden (ebd.). Ausgangspunkt der Analyse ist der Mensch in seiner akustischen Umgebung, wobei dieser mit seiner Umgebung, sowohl als Schöpfer:in als auch als Empfänger:in der Geräuschkulisse, interagiert. Unterschiede in der Verarbeitung der auditiven Reize sind zum einen an Unterschiede bei der Beschaffenheit der Hörschnecke, zum anderen an kulturelle Hintergründe, spezifische Subjektpositionen und individuelle Erfahrungen gebunden (Schulte-Fortkamp/Fiebig 2023; Aue et al. 2023). Mit dem Ansatz der *Sonic Ethnography* kann verdeutlicht werden, wie Klänge ein Teil der Wissensproduktion werden können. So geht diese Methode mit einer feministischen Forschungsperspektive einher, da sie eine statische Trennung von Subjekten und Objekten kritisiert (ebd.) und das Zuhören als verkörperte Praxis die Verwobenheiten menschlicher und mehr-als-menschlicher Entitäten in den Fokus rückt. Der Ansatz geht daher mit der Frage einher, wie diese Verwobenheiten mit wissenschaftlichen Standards vereinbar und intersubjektiv nachvollziehbar gestaltet werden können. Allerdings gibt es für die Qualität von sinnlichem Erleben keine eindeutigen Kriterien, wodurch die transparente Darstellung der methodischen Durchführung besonders wichtig ist, um dies zu gewährleisten (Schulte-Fortkamp 2023).

Methodische Durchführung

Für das Erstellen des Soundscapes sollten die Klänge der öffentlichen Toilette sowie die Klänge aus einem Interview mit einer Cruising-praktizierenden Person aufgenommen und zueinander in Beziehung gesetzt werden. Durch das Kontaktieren von queeren Vereinen und Aufklärungsangeboten konnte ein aktiver Nutzer von Cruising-Orten vermittelt werden, der in einem telefonischen Vorgespräch über das Forschungsanliegen aufgeklärt wurde. Der anonyme Interviewpartner gab Auskunft über einen Cruising-Ort, den er selbst nutzt – eine öffentliche Toilette in seiner Stadt. Für die Feldforschung nahmen wir markante Geräusche der genannten öffentlichen Toilette mit Hilfe eines Mikrofons auf, um diese dann gemeinsam mit dem Interviewpartner in einem qualitativen leitfadengestützten Interview auszuwerten. Interviews sind Teil der *sonic methods*, da sie neben der gesprochenen Sprache auch Pausen, Stottern, Stimmlagen, Dialekte, Hintergrundgeräusche oder das eigene Herzklopfen einbeziehen können (Aue et al. 2023, 58).

Um geeignete Klänge für das Interview zu erhalten, nahmen wir einerseits Geräusche auf, die für uns ausschlaggebend für einen Toilettengang waren. Andererseits berücksichtigten wir die durch unseren Interviewpartner als wichtig wahrgenommenen Geräusche, die er für den typischen Ablauf seiner Cruising-Praktik skizzierte, da die Verarbeitung auditiver Reize vor allem an kulturelle Wissensbestände, spezifische Subjektpositionen sowie individuelle Erfahrungen geknüpft ist (ebd.). Der beschriebene Ablauf stellt sich vom Weg dorthin über das Öffnen der Eingangstür und das Schließen der Kabinentür, das Betätigen der Toilettenspülung, das Aufdrehen des Wassers zum Händewaschen bis hin zum Gang aus der Toilette dar.

Darüber hinaus wurden Klänge aufgenommen, die außerhalb der eigenen Kabine zu hören sein können: Jemand geht auf die Toilette in der benachbarten Kabine, öffnet die Gürtelschnalle, öffnet und schließt die Kabinentür, benutzt das Waschbecken und den Handtrockner oder die Alarmanlage ertönt. Da unser Projekt die Veränderung von Alltagsgeräuschen im Kontext von Cruising behandelt, wurden ausschließlich Geräusche aufgenommen, die sich auf die öffentliche Toilette beziehen und keine, die sich auf die konkrete sexuelle Handlung beziehen. Die aufgenommenen Klänge wurden mit dem Programm Studio One geschnitten. Das Zwischenergebnis stellte einen zusammenhängenden Soundscape vom Weg zur Toilette über den Toilettengang bis hin zum Weg aus der Toilette dar und diente als Basis für das anschließende Interview.

Ziel des leitfadengestützten Interviews war es, für jedes Geräusch der öffentlichen Toilette die Gedanken und die Emotionen des Interviewpartners im Kontext seiner Cruising-Praxis zu erhalten. Das Interview konnte in den Räumlichkeiten eines queeren Vereins stattfinden. Neben der interviewten Person und uns war noch die Leitung des Vereins, ein Freund der befragten Person, der ebenfalls Teil der Szene ist und den ersten Kontakt zwischen uns und der interviewten Person herstellte, anwesend. Diese Konstellation ermöglichte einen offenen Austausch in ruhiger und vertrauter Atmosphäre. Der erstellte Soundscape wurde dem Interviewpartner vorgespielt und fungierte als Leitfaden. Nach jedem Geräusch wurde der Soundscape gestoppt, sodass der Interviewpartner die Möglichkeit hatte, das Geräusch zu identifizieren und seine Emotionen dazu zu äußern. Das Interview wurde nach Einverständnis der interviewten Person mit einem Smartphone aufgenommen und anschließend ausgewertet. Dafür wurden die Kernaussagen zusammengeschnitten und mit den Sounds zu einem Audiofile zusammengeführt.

So entstand ein Endprodukt, das eine möglichst sinnliche Erfahrung bei den Zuhörenden evozieren soll (Aue et al. 2023, 63). Hierbei ist zu beachten, dass es keine eindeutigen Kriterien gibt, an denen die Qualität sogenannten sinnlichen Erlebens universell festgemacht werden kann. Daher ist es wichtig, den Entstehungsprozess offenzulegen und kritisch zu reflektieren (ebd.). Für das Endprodukt wurden zum einen die Geräusche der einzelnen Abläufe auf der Toilette in einzelne Tracks geschnitten. Zum anderen wurden aus dem aufgenommenen Interview die für uns markantesten Stellen herausgeschnitten und die Erläuterungen bezüglich der Emotionen zum jeweiligen Track des Geräusches zusammengefügt. Hier wurden auch nichtsprachliche Ausdrücke beachtet, die ebenfalls Emotionen transportieren können. Im Interview kamen beispielsweise beschämendes Lachen oder stille Pausen vor.

Reflexion

In diesem Beitrag werden bestehende Machtverhältnisse in der Stadtplanung kritisch beleuchtet. Ebenso wichtig ist es, die Machtverhältnisse innerhalb der eigenen Forschungspraxis sichtbarer zu machen und zu reflektieren. Denn sowohl die Produktion von Wissen als auch die Gestaltung von Forschungsprozessen sind nicht neutral und mit Verantwortung verbunden. Diese Verantwortung umfasst auch, die eigenen gesellschaftlichen Positionierungen, die Situiertheit des eigenen Wissens und die Perspektiven, aus denen geforscht wird, offenzulegen (Koning 2021, 13). An der vorliegenden Forschung waren drei Personen beteiligt: Chiara Kerber (weiblich, 27 J.), Franziska Stula (weiblich, 30 J.) und Niklas Goldstein (männlich, 26 J.). Wir sind in Deutschland geboren und aufgewachsen und identifizieren uns als *weiß*, cis und heterosexuell. Wir sind uns bewusst, dass wir Cruising und die Stadtgestaltung dadurch aus einer privilegierten Perspektive betrachten. Wir erheben keinen Anspruch darauf, unsere Perspektiven als gültig und richtig anzusehen.

Der Forschungsgegenstand und die Durchführung der Tonaufnahmen stellten uns vor Schwierigkeiten bei der Feldforschung. Da wir nicht der untersuchten Gruppe angehören, galt es grundsätzlich Aspekte der Forschungsethik zu beachten und weniger über die Gruppe und mehr mit Vertreter:innen aus der Gruppe zu forschen. Zunächst gestaltete sich die Identifizierung von geeigneten Orten für die Tonaufnahmen und das Interview schwierig. Da es sich um eine intime Praktik handelt, sollte ein öffentlicher Raum in vertraulicher Atmosphäre gefunden werden. In der Präsentation der Ergebnisse achteten wir daher darauf, weder Daten der interviewten Person noch Auskunft über die geographische Lage von Cruising-Orten zu veröffentlichen, um Identität und Anonymität zu schützen. In Bezug auf eine Stadtplanung, die die Bedürfnisse von queeren Personen beachtet, ist außerdem zu erwähnen, dass die Identität

von queeren Personen über schwule Personen hinausgeht. Aufgrund der häufigen Stigmatisierung dieser Gruppe(n) und der intimen Thematik war es bereits mit Schwierigkeiten verbunden, einen schwulen Interviewpartner zu finden. Dies spiegelt eine gewisse Homonormativität entlang von cis-männlichen Identitäten in Forschungen zu diesem Thema wider (Sánchez-Molero Martínez/Kallitsis 2022, 221) und es soll an dieser Stelle erwähnt werden, dass nicht nur männlich-cis und schwules Cruising existieren, sondern Cruising auch von anderen queeren Personen ausgeht.

Ergebnisse

Die Erforschung der Soundscapes der untersuchten öffentlichen Toilette zielt darauf ab, eine neue Perspektive auf einen Raum zu bieten, der für Menschen außerhalb der Cruising-Szene häufig unsichtbar oder schwer zugänglich ist. Die immersive Erfahrung durch das Hören der Klanglandschaft sollte ermöglichen, sich dem Untersuchungsgegenstand über mehr als zeichenbasierte Ansätze zu nähern. Durch die Darstellung von Klängen und Emotionen im Kontext des Cruising wollten wir bei den Zuhörenden auch Irritation in Bezug auf die Alltagsgeräusche einer öffentlichen Toilette hervorrufen, um heteronormative Vorstellungen des Mikrorraums öffentliche Toilette zu destabilisieren.

Es sind elf Tracks entstanden, die einheitlich aufgebaut sind: Zu Beginn das aufgenommene Geräusch der Toilette, danach eine zwei-sekündige Pause ohne Sound und anschließend die Aussage des Interviewpartners hinsichtlich seiner Emotionen. Hinter dem QR-Code verbergen sich die Geräusche der Elemente der öffentlichen Toilette (z. B. Toilettenspülung) sowie der passende Kommentar des Interviewpartners. Um ein Eintauchen in die Klanglandschaft zu ermöglichen, wird zunächst ein unkommentierter Ausschnitt der Geräuschkulisse präsentiert. Dadurch soll es dem/der Zuhörenden ermöglicht werden, sich in die Atmosphäre einer öffentlichen Toilette zu versetzen. Die Abfolge der Audiodateien ist an den Ablauf der Cruising-Praktik unseres Interviewpartners angelehnt (siehe Tab. 1).

0. Alle Geräusche	7. Urinieren eines Dritten
1. Schotter und Ampel	8. Händewaschen und Föhn
2. Türöffner	9. Alarmanlage
3. Kabinentür	10. Rückweg mit Sex
4. Spülung	11. Rückweg ohne Sex
5. Reißverschluss und Gürtelschnalle	12. Lüftung
6. Urinieren nebenan	13. Stille

Tab. 1: Tracks²

² Die Tracks können bis Ende 2027 unter folgendem Link angehört werden: <https://nc.uni-bremen.de/index.php/s/c9z7ZS5f6XeN75n>. Anschließend wenden Sie sich bitte an Melike Peterson oder Nora Küttel, um auf die Tracks zuzugreifen.

Im Rahmen der Ausstellung konnten die Zuhörenden die Klänge mithilfe eines MP3-Players und Kopfhörern hören (siehe Abb. 1). Dazu saßen die Besucher:innen auf einer Toilette. Dies sollte dazu beitragen, dass die Zuhörenden noch mehr in die Klanglandschaft der Klappe eintauchen. Die aufgenommenen Sounds und die Kommentare des Interviewpartners können auf eine andere Art der Nutzung des Mikroorts der öffentlichen Toilette hinweisen, die die heteronormative Sichtweise irritiert und herausfordert.

Abb. 1: Installation einer öffentlichen Toilette mit Abspielgerät und Kopfhörern zum „Reinhören“ im UMZU 2024 (Quelle: eigene Aufnahme)



Das untersuchte Fallbeispiel widmet sich sexueller Lust und sexuellen Praktiken, die abseits heteronormativer Vorstellungen und nicht in privaten Räumen stattfinden. Durch die Erforschung von Klang, Intimität und Emotionen konnte ein Zugang zu einer intersektionalen Betrachtung von öffentlichen Räumen und einer lustvollen Stadt geschaffen werden. Die Frage, wie die lustvolle Stadt im Mikroraum der öffentlichen Toilette für cruisende Menschen klingt, findet ihre Beantwortung in den elf Tracks. Daraus ergibt sich, dass sich auch in Alltagsgeräuschen Klänge der lustvollen Stadt wiederfinden. In Bezug auf die intersektionale Perspektive und den Gegenstand ist von besonderer Bedeutung, dass die untersuchten Geräusche lustvolle Emotionen hervorbringen können, dies bei der Mehrheitsgesellschaft vermutlich jedoch nicht tun. Dies verdeutlicht einerseits, dass Stadtgestaltung heteronormativ ist. Andererseits zeigt es auf, dass Cruising im öffentlichen Raum stattfindet, aber durch die Mehrheitsgesellschaft nicht wahrgenommen wird oder sogar nicht wahrgenommen werden möchte, da durch die Anerkennung auch ein Anspruch auf Cruising-Orte erwachsen könnte. Nach Matthias Koning (2021, 29) bestimmt eine heteronormativ geprägte Stadtgestaltung, was im Raum (nicht) erlaubt ist und reproduziert so heteronormative Machtstrukturen. In Anlehnung an Henri Lefebvres (2016) Forderung nach einem „Recht auf Stadt“ ergibt sich hier jedoch eine Forderung, Gesellschaft und Stadtplanung inklusiver zu denken und im Sinne intersektionaler Perspektiven auf Geschlecht und Sexualität weiterzuentwickeln. Eine Hinwendung zu Orten wie beispielsweise des Cruising, die hauptsächlich durch queere Menschen genutzt werden, kann dazu beitragen, diese Identitäten sichtbarer zu machen, sie anzuerkennen und damit zu erhalten.

Fazit

Der in der vorliegenden Forschung verwendete Ansatz der Soundscapes eröffnet neue Perspektiven für die Gestaltung urbaner Räume. Dieser trägt dazu bei, Wahrnehmungen, Nutzungen und Ausschlüsse im öffentlichen Raum zu erfassen und für Zuhörende in einer anderen Form als Text oder Bild erfahrbar zu machen. Dies ist insofern wichtig, als dass queere Identitäten und queeres Leben bisher nur wenig Beachtung im städtischen Raum finden (de Jesus Pereira Lopes 2017). Raumansprüche, die von heteronormativen Vorstellungen abweichen, sind in stadtplanerischen Diskursen weiterhin kaum zu finden. Ebenso werden sexuelle Minderheiten kaum in Planungskonzepte eingebunden. So kritisieren Forscher:innen Vorstellungen, nach denen Stadtplanung als heterosexistisches Projekt beschrieben wird: sie spiegelt gesellschaftliche Normen wider, trägt zur Verfestigung dieser bei und bestärkt gleichzeitig die Marginalisierung der von der Norm abweichenden Individuen (ebd., 247; auch Frisch 2002). Der Erhalt von Cruising-Orten ist aufgrund langjähriger Kriminalisierung von Sex unter Männern in Deutschland und der anhaltenden gesellschaftlichen Stigmatisierung von nicht-heteronormativen Identitäten integraler Bestandteil für die schwule Szene. Schwule Männer suchen diskrete Orte, um ihren sexuellen Bedürfnissen nachzukommen, da sie beispielsweise in ihren eigenen Wohnungen sozialer Kontrolle ausgesetzt sind (de Jesus Pereira Lopes 2017, 247). Eine intersektionale Stadtplanung würde darüber hinaus die Perspektiven von queeren Menschen, Personen mit Beeinträchtigungen sowie BIPOC (also Schwarzen Menschen, Indigenen und People of Color) aktiv mitdenken, da sie berücksichtigt, wo Menschen Benachteiligung im Zugang zu und in der Nutzung von öffentlichen Räumen, Wohnraum, Mobilität oder Infrastruktur erfahren. Dies ist notwendig, um eine gerechtere, barriereärmere und vielfältigere Stadt für alle zu gestalten.

Literaturverzeichnis

Aue, Rosa; Hübl, Susanne und Kuhn, Lilith (2023): Sonic artographies: Relationales Zuhören im Kontext der Klimakrise. In: Singer, Katrin; Schmidt, Katharina und Neuburger, Martina (Hrsg.): Artographies – Kreativ-künstlerische Zugänge zu einer machtkritischen Raumforschung. Bielefeld: transcript, 55-67.

Betsky, Aaron (1997): Queer space: Architecture and same-sex desire. New York: William Morrow.

Dannecker, Martin und Reiche, Reimut (1974): Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik. Frankfurt am Main: Fischer.

De Jesus Pereira Lopes, Rogério (2017): Queer inclusive planning. Raumansprüche und queeres Selbstverständnis in einer heteronormativen Gesellschaft. In: sub\urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung 5(1/2), 243-256. <https://doi.org/10.36900/suburban.v5i1/2.270>

Evans, Jennifer; Lücke, Martin und Weinberg, Lorenz (2023): Cruising. Orte von Cruising als queer spaces: Definitionen und Begriffe. Verfügbar unter: https://www.researchgate.net/publication/377008395_Cruising (Zugriff am 18.02.2024).

Frisch, Michael (2002): Planning as a heterosexist project. In: Journal of Planning Education and Research 21(3), 254-266. <https://doi.org/10.1177/0739456X0202100303>

Gammerl, Benno (2009): Erinnerter Liebe. Was kann eine Oral History zur Geschichte der Gefühle und der Homosexualitäten beitragen? In: Geschichte und Gesellschaft 35(2), 314-45. <https://doi.org/10.13109/gege.2009.35.2.314>

Gammerl, Benno und Herrn, Rainer (2015): Raumgefühle – Gefühlsräume. Perspektiven auf die Verschränkung von emotionalen Praktiken und Topografien der Moderne. In: sub\urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung 3(2), 7-22. <https://doi.org/10.36900/suburban.v3i2.190>

Hagemann, Henry (2022): Cruising-Orte. Eine historische Spurensuche. In: Hamburg Journal für Kulturanthropologie 15, 271-282. <https://journals.sub.uni-hamburg.de/hjk/article/view/2036>

Humphreys, Laud (1974): Klappen-Sexualität. Homosexuelle Kontakte in der Öffentlichkeit. Stuttgart: Enke.

Klo:lektiv (2020): Pissen* ist politisch: Feministische und kritisch-geographische Perspektiven auf Geographien der Notdurft. In: Feministische Geo-RundMail 84, 1-12. Verfügbar unter: <https://ak-feministische-geographien.org/rundmail/> (Zugriff am 01.10.25).

Koning, Matthias (2021): Queere Trampelpfade in Zukünften von Stadt. Heteronormative Spuren und queer-inklusives Denken in Zukunftsbildern von städtischem Leben. Verfügbar unter: https://refubium.fu-berlin.de/bitstream/handle/fub188/31697/IF-Schriftenreihe_Koning_2021.pdf?sequence=1&isAllowed=y (Zugriff am 18.02.2024).

Köppert, Katrin (2015): Queere Archive des Ephemereren. Raum, Gefühl: Unbestimmtheit. In: sub\urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung 3(2), 67-90. <https://doi.org/10.36900/suburban.v3i2.187>

Lefebvre, Henri (2016): Das Recht auf Stadt. Hamburg: Nautilus Flugschrift.

Lexikon der Biologie (1999): Lust. Verfügbar unter: <https://www.spektrum.de/lexikon/biologie/lust/40155> (Zugriff am 18.02.2024).

Rosenkranz, Bernhard und Lorenz, Gottfried (2006): Hamburg auf anderen Wegen: Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. Hamburg: Hamburg Lambda.

Sánchez-Molero Martínez; José Miguel und Kallitsis, Phevos (2022): (Homo-)Sexuelle Lust jenseits der Metropole. Das intime Queeren von Räumen in Aachen. In: sub\urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung 10(2/3), 219-236. <https://doi.org/10.36900/suburban.v10i2/3.805>

Schulte-Fortkamp, Brigitte und Fiebig, André (2023): Soundscape: The development of a new discipline. In: Schulte-Fortkamp, Brigitte; Fiebig, André; Sisneros, Joseph A.; Popper, Arthur N. und Fay, Richard R. (Hrsg.): Soundscapes: Humans and their acoustic environment. Cham: Springer, 1-7.

Schuster, Nina und Hutta, Jan (2022): Infrastrukturen städtischer Intimität. Einladung zu einem Gedankenspiel. In: sub\urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung 10(2/3), 96-113. <https://doi.org/10.36900/suburban.v10i2/3.819>

Stiftung für Kulturelle Weiterbildung und Kulturberatung (o. J.): Wörterbuch. Verfügbar unter: <https://diversity-arts-culture.berlin/woerterbuch/queer> (Zugriff am 22.07.2025).

Street, Mikelle (2025): Gay Cruising 101: What It Is, Where It Comes From, and How to Do It. In: them. Verfügbar unter: <https://www.them.us/story/gay-cruising-101-what-it-is-where-it-comes-from-and-how-to-do-it> (Zugriff am 12.10.2025).

Wintzen, Detlef (2019): Dive into it! Immersion und Gamification im Live-Marketing. In: Zanger, Cornelia (Hrsg.): Eventforschung. Stand und Perspektiven. Wiesbaden: Springer, 213-225.

Rostocker Kleingärten als Orte des Verlustes. Fotografische Erkundungen am Groter Pohl

Lasse Rosenow

Einleitung

Unweit des Rostocker Hauptbahnhofs erstreckt sich ein weitläufiges Areal, das seit mehreren Jahren immer wieder die Lokalnachrichten bestimmt. Von einem angrenzenden Supermarktparkplatz lasse ich meinen Blick über eine Wiese schweifen. Zwischen Reihen alter Obstbäume schlängelt sich ein Pfad entlang und verschwindet hinter einem Bauzaun. In der Ferne zeichnen sich die Umrisse verlassener Gartenlauben ab. Inmitten dieser Szenerie thront ein leeres, hölzernes Werbegerüst. Es erinnert mich daran, dass hier eigentlich längst Bagger rollen sollten (siehe Abb. 1).



Abb. 1: Baugerüst (Quelle: eigene Aufnahme)

Ich befinde mich am Groter Pohl. Angesichts des grassierenden Wohnungsmangels und der ökonomischen Verwertbarkeit der Fläche, plant die Stadtverwaltung hier den Bau eines neuen Quartiers. Dafür müssen die Kleingärten, die der Groter Pohl seit über 100 Jahren beherbergt, weichen (Büssem 2023). 2018 kündigte die Stadt Pachtverträge der Gartenfreund:innen. Seitdem sind zwei der ehemals drei ansässigen Kleingartenanlagen verlassen und wurden zum Teil bereits abgetragen. Die Gartenfreund:innen der dritten und letzten verbleibenden Kleingartenanlage setzten sich gegen die Kündigung juristisch zur Wehr – mit Erfolg (Hinz 2021). Heute bewirtschaften in der Kleingartenanlage (KGA) „Pütterweg“ noch etwa 300 bis 400 Menschen 102 Parzellen. Da viele von ihnen keinen gültigen Pachtvertrag besitzen, sind sie von den Bauvorhaben permanent bedroht (Die KGA Pütterweg 2024).

Das Ringen der Gartenfreund:innen um ihren Verbleib am Groter Pohl richtet sich gegen den Verlust von urbanem Grün sowie für die Teilhabe an der Gestaltung städtischer Landschaften.

Solche Verluste sind keine zufälligen Erscheinungen, sondern werden in modernen Gesellschaften systematisch produziert (Reckwitz 2021, 1). In Kleingärten zeigt sich dies in doppelter Hinsicht. Während ihrer Entstehung im ausgehenden 19. Jahrhundert waren sie zunächst ein Versuch, die Verluste zu kompensieren, die große Teile der Stadtbevölkerung durch Industrialisierungs- und Verstädterungsprozesse beklagten (Paetzelt 2022, 249). Diese betrafen vor allem den fehlenden Zugang zu Naherholungsorten und die Möglichkeit, einen Ort nach den eigenen Bedürfnissen zu gestalten (Crouch 1989, 261; Gustedt 2016, 66). Gegenwärtig werden Kleingärten selbst zum potentiellen Objekt des Verlustes. Trotz steigender Nachfrage ist der Bestand in deutschen Großstädten rückläufig (BBSR 2019, 5). Nicht selten handelt es sich bei ihnen um die letzten großflächigen Landreserven in öffentlicher Hand, auf denen Stadtentwicklungsprojekte realisiert werden können (Thomas 2020, 11).

Um diese Verluste besser zu verstehen, können Emotionale Geographien einen Beitrag leisten. Sie zeigen, dass Verlusterfahrungen emotionale, verkörperte Erfahrungen sind, die in geographische und politische Machtstrukturen eingebettet sind (Blazek et al. 2020, 125). Welche Verluste wir erfahren und mit welchen Orten wir sie verbinden, sagt viel über unsere Position(en) in der Gesellschaft aus. Um die Situierung(en) meiner eigenen Erfahrungen besser zu verstehen, habe ich einen Foto-Essay angefertigt, der meiner Beziehung zum Groter Pohl und den damit verbundenen Vorstellungen von Verlust nachgeht. Dabei leitete mich die folgende Frage: Welche Gefühle des Verlustes empfinde ich am Groter Pohl?

Dieser Beitrag reflektiert die wissenschaftliche Methode des Foto-Essays und geht der Frage nach, welche Perspektiven sich auf Kleingärten und Verlust eröffnen und warum sie von Bedeutung sind. Dabei greife ich sowohl auf die Fotos als auch auf einzelne Passagen aus dem ursprünglichen Essay zurück.

Verlust

Moderne Gesellschaften produzieren systematisch Verluste. Sie folgen dem Narrativ des Fortschritts und Handelns auf Grundlage der ständigen Entwertung des Vergangenen (Reckwitz 2022, 5). Dies führt zu einer andauernden Beschleunigung des sozialen und technologischen Wandels und sich ständig verkürzenden Veränderungszeiträumen (Rosa 2012, 24; Koselleck 2015, 359). Vor diesem Hintergrund definiert Andreas Reckwitz (2021, 3) Verlust als „das Verschwinden von etwas in der zeitlichen Sequenz der sozialen Welt [...] welches markiert, negativ bewertet und häufig mit negativen Affekten verknüpft wird“. Verluste sind also nicht gleichbedeutend mit Veränderungen, sondern müssen als solche artikuliert werden (ebd.). Sie können außerdem in verschiedenen Formen auftreten. Nicht nur physisch greifbare Dinge können verloren gehen, sondern auch soziale Bindungen, Status, Ansehen, Macht oder die Erwartung einer positiven Zukunft (ebd., 6).

Verluste werden in räumlich und zeitlich situieren Praktiken bearbeitet. Wer Verluste benennt, verarbeitet oder politisiert, stellt verschiedene Zeitebenen in Beziehung, indem die Person vergangene oder antizipierte zukünftige Verluste in der Gegenwart repräsentiert (ebd.). Solche Handlungen können in verschiedenen Räumen stattfinden, die mit Repräsentationen und bestimmten Praktiken verbunden sind. Sie unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Größe und Form und können von einzelnen Artefakten bis hin zu ganzen Landschaften des Erinnerns reichen (Maddrell 2016, 8).

Besondere Aufmerksamkeit liegt auf der Bedeutung von Körpern bei der Bearbeitung und Lokalisierung von Verlusten. Körper sind aktiver Teil ihrer Umgebung, denn auf und in ihnen schlagen sich gesellschaftliche Verhältnisse wieder. Sie sind Schauplatz des Politischen und werden in alltäglichen Begegnungen normiert, kontrolliert und mit Bedeutungen aufgeladen (Longhurst 2001, 135). Vor diesem Hintergrund müssen Verlustpraktiken auch immer als verkörperte Praktiken und der eigene Körper als kleinster Ort des Erinnerns begriffen werden. Verluste werden durch den Körper erfahren und können in ihm eingeschrieben werden (Maddrell 2016, 11).

Fallbeispiel: Groter Pohl in Rostock

Der Groter Pohl ist ein knapp 30 Hektar großes Gelände im Rostocker Stadtzentrum. Hier sollen in Zukunft etwa 1200 Wohnungen, Gewerbeflächen und ein neuer Schulcampus entstehen (Kindler 2024). Für diese Pläne sollen die Kleingärten weichen, die dort zuvor in drei Vereinen organisiert waren (Die KGA Pütterweg 2024). Deshalb kündigte die Stadtverwaltung bereits 2018 alle Pachtverträge. Zwei der drei Kleingartenanlagen wurden daraufhin geräumt und sind heute zum Teil abgetragen (Hinz 2021). Die letzte verbleibende Anlage, die KGA „Pütterweg“, setzte sich gegen die Kündigung juristisch zur Wehr und konnte ihr Fortbestehen vorerst sichern. Da zu diesem Zeitpunkt in der KGA Pütterweg bereits viele Gärten leer standen, beschlossen die verbleibenden Mitglieder, die Parzellen neu zu vergeben. Das Angebot stieß auf großes Interesse. Seit 2019 bewirtschaften viele neue Gartenfreund:innen die Gärten. Die meisten von ihnen haben jedoch keinen Pachtvertrag, ihre Nutzung wird lediglich geduldet (Horn 2019).

Heute kümmern sich am Groter Pohl 300 bis 400 Gartenfreund:innen um 103 Parzellen (Die KGA Pütterweg 2024). Sie haben sich zur Initiative „Pütterweg bleibt“ zusammengeschlossen, die sich für den Erhalt der Gärten und die Umgestaltung der übrigen Brachflächen in einen öffentlichen Park einsetzt. Die Initiative betont die Bedeutung des Groter Pohl als Naherholungsgebiet, als Lebensraum für Tiere und Vögel und als Beitrag zum Stadtklima (ebd.). Auch das gemeinschaftliche Leben innerhalb der Anlage ist weiterhin aktiv. Es gibt regelmäßige Sommerfeste und in den letzten Jahren war der Kleingartenverein ein Ausrichtungsort der Kulturveranstaltung „Fête de la Musique“. Außerdem nimmt die KGA Pütterweg zwei Mal im Jahr an der Aktion „Offene Gärten in MV“ teil und öffnet ihre Pforten für Besucher:innen (ebd.).

Währenddessen gehen die Bebauungspläne nur langsam voran. Der Großteil des Geländes liegt weiterhin brach, während Stadtverwaltung und Wohngenossenschaften bisher erfolglos die Konditionen des Neuprojektes verhandeln (Meyer 2023). Ein konkreter Bebauungsplan liegt auch sechs Jahre nach den ersten Räumungen noch nicht vor, soll aber noch 2025 veröffentlicht werden (Meyer 2024). Bis dahin können die Gartenfreund:innen ihre Gärten nutzen und auf ihre weitere Duldung hoffen.

Foto-Essay

Durch meinen Foto-Essay (siehe Abb. 2) ging ich meinen Vorstellungen von Verlust am Groter Pohl nach. Als autoethnographische Methode stellt der Foto-Essay das eigene Erleben in den Mittelpunkt (Küttel 2021). Ziel ist es, die eigene Beziehung zum Untersuchungsgegenstand zu reflektieren und zu zeigen, dass Forschende in allen Phasen ihrer Arbeit körperliche und emotional erlebende Wesen sind (ebd., 59).

Die Auseinandersetzung mit den eigenen Gefühlen ist wichtig, weil diese jede Phase des Forschungsprozesses beeinflussen. Sie wirken sich nicht nur auf die Wahl des Themas und der Methode aus, sondern auch auf die Interpretation und Deutung von Beobachtungen (Widdowfield 2000, 199). Emotionen sichtbar zu machen, bricht mit einem langen vorherrschenden Dogma einer männlich dominierten Wissenschaft. Dieses beruht auf der strikten Trennung von Emotionen und Rationalität und der Annahme, Gefühle seien kein Teil wissenschaftlicher Arbeit. Damit geht eine In-Macht-Setzung von Männlichkeit einher, die darauf basiert, Emotionalität als vermeintlich weiblich zu entwerten und aus der Wissenschaft auszuschließen (ebd., 200). Jedoch kann der bewusste Umgang mit Emotionen Forschenden helfen, ihre Erfahrungen zu verarbeiten und den Austausch über Gefühle im akademischen Kontext fördern (ebd., 201).

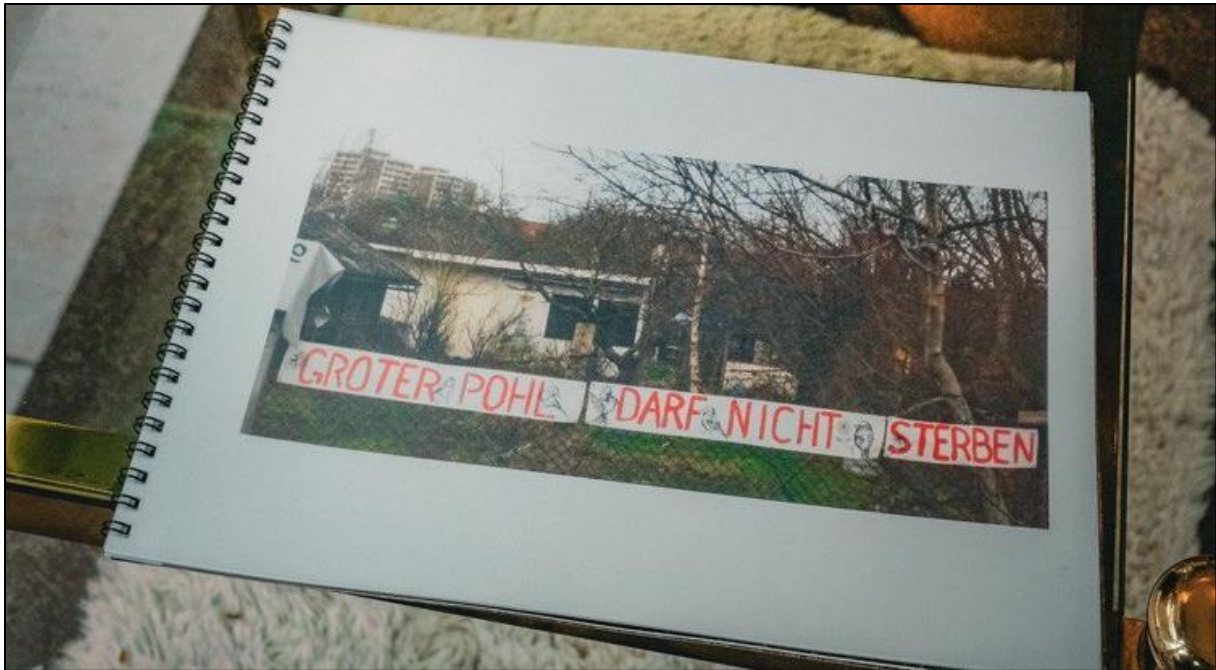


Abb. 2: Der Foto-Essay als Teil der Ausstellung „Stadtgefühle“ im UMZU 2024 (Quelle: eigene Aufnahme)

Die Arbeit an meinem Foto-Essay verlief in zwei Phasen. Für die Feldforschung erkundete ich im Dezember 2023 den Groter Pohl und fertigte neben etwa 100 Fotos eine Reihe von Feldnotizen an. Darin hielt ich mein Erleben fest und reflektierte erste Assoziationen zum Thema Verlust (Küttel 2021, 60). In einem zweiten Schritt folgte die Produktion des autoethnographischen Materials, die auf den Techniken des emotionalen Erinnerens und soziologischen Selbstbeobachtens basiert. Beim emotionalen Erinnern dienen Fotografien und Feldnotizen als Stimulus, um mich in die Situation zurückzusetzen und mein Empfinden nachzuvollziehen (ebd.). Die soziologische Selbstbeobachtung baut darauf auf und fragt nach der Situierung des eigenen Erinnerens (ebd.). Diese Phase war kein linearer Prozess, sondern erfolgte mit Unterbrechungen über einen längeren Zeitraum hinweg. Erste Reflexionen fanden schon wenige Tage nach der Feldarbeit statt, um die eigene Erinnerung möglichst authentisch abrufen zu können. Im Verlauf einer längerfristigen akademischen Auseinandersetzung mit dem Groter Pohl wurden diese Gedanken immer wieder aufgegriffen und vertieft. Am Ende des Prozesses steht der fertige Foto-Essay. Hier formen Text und Bild ein gemeinsames Narrativ und ergänzen sich gegenseitig. Dabei geht es nicht nur darum, den eigenen Reflexionen Ausdruck zu verleihen, sondern auch darum, Leser:innen zur eigenen Auseinandersetzung mit dem Thema anzuregen (ebd.).

Besondere Aufmerksamkeit erforderte der Umgang mit den Fotos. Diese bilden keine objektiven Gegebenheiten ab, sondern zeigen, wie ich Orte sehe und sie aktiv inszeniere. Jedes einzelne Foto trägt zur (Re-)Produktion von Wirklichkeit bei und muss als eigene Konstruktionsleistung betrachtet werden. Durch das Fotografieren setzte ich mich in eine machtvolle Beziehung zu meiner Umwelt und eignete sie mir an (Sonntag 2005, 2). Bereits die Anwesenheit einer Kamera verändert eine soziale Situation. Wer fotografiert normiert die eigene Umwelt und entscheidet, was fotografiert wird und was nicht (ebd., 8). Meine Reflexionen sind also maßgeblich davon geprägt, dass ich den Groter Pohl durch meine Kamera erfahren habe. Auch bei der Präsentation der Fotos spielt der Kontext eine wichtige Rolle. Ihre Bedeutung resultiert erst aus dem Verhältnis von Absender:in, Adressat:in und dem Raum ihrer Ausstellung (Rose 2003, 16). Der Sinn der Bilder vom Groter Pohl ergibt sich also erst durch die Einbettung in die Arbeit am Foto-Essay.

Bei der Durchführung der Methode stieß ich auf eine zentrale Schwierigkeit. Mein Ziel war es Spuren von Verlusten zu finden. Um die drohenden Verluste besser zu verstehen, war es mir wichtig zu beleuchten, wie der Groter Pohl gegenwärtig genutzt wird. Dabei kamen jedoch ethische Bedenken auf. Im Mittelpunkt stand die Überlegung, welche Orte ich fotografieren darf. Da kein Einverständnis der Gartenfreund:innen vorlag, entschied ich mich aktiv dagegen, bewirtschaftete Parzellen zu fotografieren, um mir diese privaten Orte nicht anzueignen und für meine Arbeit zu nutzen.

Ergebnisse

Verlust und Materialität

Meine Erkundungstour führt mich zunächst durch die verlassenen Kleingärten. Ich folge einem ausgetretenen Pfad, gesäumt von wuchernden Hecken und alten Gartentoren. Einige der Parzellen kann ich mir noch als Wochenendparadiese vorstellen. Die Lauben sind gut erhalten, ihre gärtnerischen Arrangements noch erkennbar (siehe Abb. 3). Von anderen ist nicht mehr übriggeblieben als ein verkohltes Gerippe (siehe Abb. 4). Ihr Verfall verbindet Vergangenheit und Gegenwart des Groter Pohls. Sie stehen als stille Zeuginnen des verlorenen Kleingartenwesens mitsamt den damit verbundenen Geschichten und Bedeutungen. Ihre Wirkung entsteht im Spannungsfeld zwischen sichtbarem Verfall und fortbestehender Präsenz. Mit ihrem Abriss würde nicht nur die bauliche Substanz verschwinden, sondern auch die sichtbare Erinnerung an den Verlust selbst.



Abb. 3: Verfall und Verlust I (Quelle: eigene Aufnahme)



Abb. 4: Verfall und Verlust II (Quelle: eigene Aufnahme)

Nach einiger Zeit gelange ich zu den letzten bewirtschafteten Gärten der KGA „Pütterweg“. Trotz des vertrauten Bildes gepflegter Gärten und intakter Lauben ist die unsichere Lage der Gartenfreund:innen allgegenwärtig. An den Zäunen hängen verschiedene Schilder, die die drohenden Verluste politisieren. Eines von ihnen zieht meine Aufmerksamkeit besonders auf sich. Es handelt sich um ein altes Bettlaken auf dem steht: „Wenn der letzte Kleingarten plattgemacht ist, werdet ihr merken, dass man Glück nicht aus Beton baut“ (siehe Abb. 5). Diese Botschaft verknüpft Materialität, Verlust und Emotionen sowie Gegenwart und Zukunft. Im Mittelpunkt stehen Kleingärten als gefährdete Orte einer lebendigen Gegenwart, die mit einer Vorstellung von Glück verbunden werden. Ihnen gegenüber steht die geplante Bebauung, die als bedrohliche Zukunft erscheint. Verlust zeigt sich hier als Folge einer grundlegenden Veränderung der Materialität. Die bestehenden Gartenstrukturen verkörpern Stadt-Naturen, Gemeinschaft und Bindung. Ihr drohendes Verschwinden zugunsten einer von Beton geprägten Landschaft steht sinnbildlich für den Verlust dieser Qualitäten.

Verlust als verkörperte Erfahrung

Die Ergebnisse meiner Suche nach Verlusten basieren auf den physischen Interaktionen mit meiner Umgebung. Um diesem Umstand gerecht zu werden, versuchte ich meinen Körper aktiv als Forschungsinstrument einzusetzen (Longhurst 2001) und meinen Sinneswahrnehmungen Aufmerksamkeit zu schenken. Die Auseinandersetzung mit der Materialität zentrierte sich zwar auf mein visuelles Erleben, doch ich erschloss mir den Ort mit weit mehr Sinnen. Ich drängte durch enge Pfade und spürte das Kratzen von Ästen. Ich hörte die vielen Vögel, die die Gebüsche in Scharen bevölkern und roch das Fallobst, das niemand mehr aufließt (siehe Abb. 6). Diese Erfahrungen sind Spuren eines stillen Rückzugs. Bäume, Hecken und Gräser sind sich selbst überlassen und Früchte werden nicht mehr geerntet. Doch auch dieser Zustand ist womöglich nur ein Zwischenstadium. Mit dem Bau des neuen Quartiers droht nicht nur der Verlust der materiellen Strukturen, sondern auch der Verlust eines vielfältigen, verkörperten Erlebens.



Abb. 5: Wenn der letzte Kleingarten plattgemacht wird, werdet ihr merken, dass man Glück nicht auf Beton baut (Quelle: eigene Aufnahme)



Abb. 6: Fallobst (Quelle: eigene Aufnahme)

Vielschichtige Verluste

Während der Reflexion meines verkörperten Erlebens deutete sich mit Blick auf Flora und Fauna bereits an, dass die Veränderungen am Groter Pohl auch Zwischenräume für Neues eröffnen. Dieser Überlegung möchte ich nachgehen und deutlich machen, dass Veränderung und Verlust vielschichtige, nicht-lineare Prozesse sind.



Abb. 7: Graffiti auf einer Laube mit Betonriesen im Hintergrund (Quelle: eigene Aufnahme)

Seitdem die meisten Gärten im Jahr 2018 aufgegeben wurden, ist auf dem Groter Pohl einiges entstanden. In der KGA „Pütterweg“ zogen viele neue Gartenfreund:innen ein und füllten den Verein mit neuem Leben. Für sie bedeutete das drohende Ende der Kleingärten zugleich die Chance einen Garten in zentraler Lage übernehmen zu können. Doch auch die leerstehenden Gärten sind nicht so verlassen, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. In den Lauben finden Menschen Schutz, die keine Wohnung haben und die vielen leeren Wände werden Schauplatz zarter Anfänge von Graffiti-Karrieren (siehe Abb. 7). Außerdem bieten sie vielen verschiedenen Tieren und Pflanzen ein Refugium.

Die Dynamik dieser vielschichtigen Prozesse kommt im Foto besonders zur Geltung. Hinter der maroden Laube wächst ein Betonriesen in den grauen Winterhimmel. Die Szene löst in mir ein beklemmendes Gefühl aus und schlägt einen Bogen zur eingangs beschriebenen Materialität von Verlusten. Der scheinbar unverwüsthche Beton, aus dem das Hochhaus gebaut ist, steht im Gegensatz zum Holz und der Pappe des eingestürzten Daches. Die verschiedenen neuen Bedeutungen, die der Groter Pohl in den letzten Jahren gewonnen hat, scheinen nur auf Zeit zu bestehen, bis die Neubauten möglicherweise auch sie verdrängen. Diese Betrachtung schärft meinen Blick dafür, dass Stadtentwicklungsprojekte nicht nur Lücken schließen, sondern oft auch neue hinterlassen.

Die unklare Zukunft des Groter Pohl bietet Raum für unterschiedliche Vorstellungen. Nicht alle sehen den Wandel zum Vorzeigequartier kritisch. Manche verbinden damit die Hoffnung auf dringend benötigten Wohnraum oder auf wirtschaftliche Gewinne. Für sie hat der Wandel der Materialität eine völlig andere Bedeutung und „Beton“ möglicherweise eine positive Konnotation. Dem gegenüber steht die Idee eines auch in Zukunft un bebauten Groter Pohl, wie sie die Gartenfreund:innen der KGA „Pütterweg“ vertreten. Sie setzten sich dafür ein, dass auf dem Gelände der ehemaligen Kleingartenanlagen ein selbstverwalteter Stadtpark entsteht (siehe Abb. 8). Eine solche Entwicklung könnte dem Verlust der Kleingärten eine neue Bedeutung verleihen und sie als Teil eines Aushandlungsprozesses um Natur und Teilhabe am städtischen Zusammenleben einbetten.



Abb. 8: Stadtgarten (Quelle: eigene Aufnahme)

Fazit

Meine Beschreibung des Groter Pohl als Ort des Verlustes ist das Ergebnis einer eigenen Konstruktionsleistung. In ihr verwirkliche ich meine situierten Vorstellungen von Wandel, Veränderung und Vergänglichkeit. Im Mittelpunkt stehen die Transformation materieller Strukturen, das sinnliche Erleben des Ortes sowie die Vielschichtigkeit von Verlustenerfahrungen. Diese sind eng verwoben mit der zunehmenden Konkurrenz um Flächennutzung und den Bedürfnissen nach Erholung und selbstbestimmter Gestaltung urbaner Räume.

Verlust scheint hier als Prozess, der verschiedene Zeitebenen miteinander verknüpft: er erinnert an Vergangenes, macht es in der Gegenwart erfahrbar und verweist auf eine als bedrohlich empfundene Zukunft. Die Auseinandersetzung mit Verlust findet an unterschiedlichen Orten statt. Mitunter wird der Groter Pohl als Ganzes zum Ort des Geschehens, dann wieder sind es einzelne Gartenlauben, Schilder an Zäunen oder auch nur Fallobst, das unbeachtet im Gras liegt. All diese Elemente sind Teil eines komplexen Netzwerkes von Bedeutungen und Praktiken, das Verluste hervorbringt, bearbeitet und neu deutet. Wie diese Verlustenerfahrungen in Zukunft wahrgenommen werden, hängt von den weiteren Entwicklungen am Groter Pohl ab, die sich zwischen Brachland, Baustelle und der Möglichkeit eines selbstverwalteten Stadtparks bewegen.

Die Methode des Foto-Essays erlaubte es mir, meinen eigenen Erfahrungen und Empfindungen konsequent nachzugehen. Statt einer distanzierten Analyse entstand ein dichter Erfahrungsbericht, in dem akademisches Wissen und verkörperte Erfahrungen durch selbstreflexive Techniken zu einer Erzählung verwoben werden. Ich wollte zeigen, dass Stadt nicht nur aus ihren materiellen Strukturen besteht, sondern auch aus Gefühlen, Erinnerungen und persönlichen Bedeutungen. Verluste sind eng mit materiellen Veränderungen und Emotionen verknüpft und zeigen sich an Orten, wo Hoffnungen auf wirtschaftliche Gewinne oder städtebauliches Prestige greifbar erscheinen. Auch für mich persönlich war die Arbeit mit verschiedenen Gefühlen verbunden. Angesichts des drohenden Verschwindens dieses und anderer Orte empfand ich Wehmut. Zugleich weckte der unermüdliche Einsatz der Gartenfreund:innen in mir die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Literaturverzeichnis

Blazek, Matej; Smith, Katy; Rhodes, Lottie und Chan, Leah (2020): Emotions. In: The Newcastle Social Geographies Collective (Hrsg.): Social geographies. An introduction. London: Rowman and Littlefield, 123-130.

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) (2019): Kleingärten im Wandel. Innovationen für verdichtete Räume. Verfügbar unter: <https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/veroeffentlichungen/sonderveroeffentlichungen/2019/kleingaerten-im-wandel.html> (Zugriff am 25.09.2025).

Büsem, Alexander (2023): 1000 Neue Wohnungen am Groten Pohl in Rostock. Erster Entwurf zeigt neuen Stadtteil. Ostsee-Zeitung vom 24.05.2023. Verfügbar unter: <https://www.ostsee-zeitung.de/lokales/rostock/neue-wohnungen-am-groten-pohl-in-rostock-entwurf-zeigt-neuen-stadtteil-65L2J7FOUZEIXLCNO4EO2C2YIQ.html> (Zugriff am 25.09.2025).

Crouch, David (1989): The allotment, landscape and locality. Ways of seeing landscape and culture. In: Area 21(3), 261-267. <https://www.jstor.org/stable/20002756>

Die KGA Pütterweg (2024): Über uns. Verfügbar unter: <http://puetterweg.blogspot.com/p/wir-bleiben.html> (Zugriff am 28.10.2024).

Gustedt, Evelyn (2016): Reflexions on urban gardening in Germany. In: Challenges in Sustainability 4(1), 63-70. <https://doi.org/10.12924/cis2017.04010063>

Hanse- und Universitätsstadt Rostock (2023): Groter Pohl. Eine neue Nachbarschaft für Rostock. Verfügbar unter: <https://rathaus.rostock.de/de/aemter/346459> (Zugriff am 21.05.2025).

Hinz, Patrick (2021): Kleingartensterben am Groter Pohl. Katapult vom 31.12.2021. Verfügbar unter: <https://katapult-mv.de/artikel/kleingartensterben-am-groten-pohl#16000-parzellen-ref> (Zugriff am 28.10.2024).

Horn, André (2019): Groter Pohl. Kleingärtner wollen Baupläne noch stoppen. Ostsee-Zeitung vom 23.08.2019. Verfügbar unter: <https://www.ostsee-zeitung.de/lokales/rostock/groter-pohl-kleingartner-wollen-bauplaene-noch-stoppen-XPLLYF3GLJRSJRLCATE5CEDRG4.html> (Zugriff am 25.09.2025).

Kindler, Antje (2024): Verfall statt Stadtentwicklung. Wie es auf Rostocks Grotem Pohl weitergehen soll. Nordkurier vom 17.06.2024. Verfügbar unter: <https://www.nordkurier.de/regional/rostock/verfall-statt-stadtentwicklung-wie-es-auf-rostocks-grotem-pohl-weitergehen-soll-2610467> (Zugriff am 25.09.2025).

Koselleck, Reinhart (Hrsg.) (2015): Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten (9. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Küttel, Nora (2021): Autoethnography and Photo-Essay. Combining written words and photograph. In: Kogler, Raphaela und Wintzer, Jeaninne (Hrsg.): Raum und Bild. Strategien visueller raumbezogener Forschung. Berlin/Heidelberg: Springer, 57-68.

Longhurst, Robyn (Hrsg.) (2001): Bodies. Exploring fluid boundaries. London/New York: Routledge.

Maddrell, Avril (2016): Mapping grief. A conceptual framework for understanding the spatial dimensions of bereavement, mourning and remembrance. In: Social & Cultural Geography 17(2), 166-188. <https://doi.org/10.1080/14649365.2015.1075579>

Meyer, Andreas (2023): Groter Pohl steht zum Verkauf. Was aus Rostocks größter Brache werden soll. Ostsee-Zeitung vom 29.10.2023. Verfügbar unter: <https://www.ostsee->

zeitung.de/lokales/rostock/groter-pohl-steht-zum-verkauf-was-aus-rostocks-groesster-brache-werden-soll-QIDE4C65SBDWVPCPJ5PWT4QRZE.html (Zugriff am 25.09.2025).

Meyer, Andreas (2024): Wieder Brände am Groten Pohl. Rostock lässt Gartenlauben sofort abreißen. Ostsee-Zeitung vom 12.07.2024. Verfügbar unter: <https://www.ostseezeitung.de/lokales/rostock/braende-am-groten-pohl-rostock-laesst-gartenlauben-sofort-abreißen-JU5UTU2VINHZXNDZ7GYNX3DKSY.html> (Zugriff am 25.09.2025).

Paetzelt, Caterina (2022): Schrebergärten - einst und jetzt. In: Thumfahrt, Alexander; Hollstein, Bettina und Tänzer, Sandra (Hrsg.): Gärten. Von der Naturbeherrschung zur gesellschaftlichen Utopie. Göttingen: Wallstein Verlag, 249-270.

Reckwitz, Andreas (2021): Auf dem Weg zu einer Soziologie des Verlusts. Soziopolis: Gesellschaft beobachten. Verfügbar unter: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-80750-2> (Zugriff am 25.09.2025).

Reckwitz, Andreas (2022): Verlust und Moderne – eine Kartierung. In: Merkur 76(872), 5-21. <https://www.merkur-zeitschrift.de/artikel/verlust-und-moderne-eine-kartierung-a-mr-76-1-5/>

Rosa, Hartmut (Hrsg.) (2012): Beschleunigung: Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne (9. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Rose, Gillian (2003): On the need to ask how, exactly, is geography „visual“? In: Antipode 35(2), 212-221. <http://doi.wiley.com/10.1111/1467-8330.00317>

Sonntag, Susan (Hrsg.) (2005): On Photography. New York: Rosetta Books.

Thomas, Nicola (2020): Urbane Kleingärten im Fokus von Stadtentwicklung. Übersetzungen eines mehrschichtigen Stadtraums. In: sub\urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung 8(1/2), 11-34. <https://doi.org/10.36900/suburban.v8i1/2.582>

Widdowfield, Rebekah (2000): The Place of emotions in academic research. In: Area 32(2), 199-208. <https://doi.org/10.1111/j.1475-4762.2000.tb00130.x>

Gefühle aus der Tonne: Gefühlswelten des Containers Eine Zine-Sammlung

Fenna Walter, Rebecca Sommer und Lena-Cosima Griepentrog

Einleitung

In unserer Gesellschaft werden Waren im Überfluss und enorme Mengen an Abfall produziert. Containern – also „weggeworfene, noch genießbare Lebensmittel zum Eigenverbrauch aus dem Abfallcontainer (eines Supermarktes) [zu] holen“ (Duden 2020) – ist eine Praxis, die genau diesen Überfluss sichtbar macht. Während einige aus finanzieller Not containern, sehen andere darin einen Protest gegen die Überproduktion, den selbstverständlichen Konsum und die Wegwerfmentalität der Gesellschaft (Noack et al. 2016, 2). Containern zeigt, dass Abfall nicht nur ein materielles, sondern auch ein gesellschaftlich verhandeltes Konstrukt ist, das mit Werten, Normen und Machtverhältnissen verknüpft ist (Lehtonen/Pyhtinen 2020, 207). Jean Baudrillard (2015, 17) beschreibt, dass Konsum in einer Gesellschaft des materiellen Überflusses nicht mehr primär der Befriedigung von Grundbedürfnissen dient, sondern dazu, soziale Identität, Status und Macht auszudrücken. In Deutschland werden jedes Jahr rund 11 Millionen Tonnen Lebensmittel entlang der Versorgungskette entsorgt (BMEL 2020). Neben den ethischen und sozialen Implikationen verursacht die Produktion dieser weggeworfenen Lebensmittel erhebliche klimaschädliche Emissionen (BZfE o. J.). Die Reduzierung von Lebensmittelverschwendung bleibt ein komplexes und drängendes Thema, das ökonomische, ökologische und soziale Aspekte verbindet.

Gleichzeitig ist Containern gesellschaftlich umstritten. Während die Praxis als nachhaltige Alternative zum Wegwerfen oder sogar als Aktivismus gesehen werden kann, ist sie, zumindest in Deutschland, illegal. Ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts aus dem Jahr 2020 bestätigte, dass Containern als Diebstahl und Hausfriedensbruch gewertet werden kann, nachdem zwei Studentinnen beim Containern erwischt wurden (BVerfGE 2020). Dennoch wächst die gesellschaftliche Aufmerksamkeit für das Thema, was sich unter anderem in Initiativen wie der „Nationalen Strategie gegen Lebensmittelverschwendung“ oder der Kampagne „Zu gut für die Tonne!“ zeigt (besprochen in BMEL 2020). Auch die EAT-Lancet-Kommission (2019) fordert eine Halbierung der Lebensmittelverluste als Teil einer nachhaltigen Ernährungsstrategie.

Neben politischen und rechtlichen Fragen spielt auch die emotionale Dimension eine zentrale Rolle beim Containern. Die Praxis kann mit unterschiedlichen Gefühlen verbunden sein – Angst, Scham und Ekel auf der einen Seite, aber auch Abenteuerlust, Herausforderung und Freude auf der anderen (Noack et al. 2016). Emotionen beeinflussen dabei nicht nur individuelle Entscheidungen, sondern können auch gesellschaftliche Transformationen im Sinne der Nachhaltigkeit hemmen oder fördern (Leuser/Weiss 2020). Gerade im Kontext von Aktivismus sind Emotionen von Bedeutung, da sie Menschen motivieren oder abschrecken können, sich mit alternativen Konsumpraktiken auseinanderzusetzen. Dieser Beitrag widmet sich daher der Frage: Welche Emotionen treten bei der Praxis des Containers zutage und inwiefern beeinflussen sie die Wahrnehmung urbaner Räume?

Um dies zu untersuchen, wurde ein Zine-Workshop durchgeführt, in dem Personen, die selbst schon containern haben, ihre Emotionen durch kreative Gestaltung ausdrücken konnten. Ein Zine ist ein nicht kommerzielles, nicht-professionelles Heft oder Magazin in geringer Zirkulation, das in zumeist freiwilliger, unbezahlter Arbeit selbst produziert, veröffentlicht und verbreitet wird (Duncombe 1997). Die Sprache von Zines ist häufig persönlich, die Inhalte und

Ziele politisch. Dadurch eröffnen Zines die Möglichkeit, das Politische aus der Erfahrung und Perspektive des Individuums zu erzählen (Bagelman/Bagelman 2016). Die Herstellung von Zines als Methode birgt das Potenzial, eine tiefere Einsicht in die individuellen und kollektiven emotionalen Dimensionen des Containers zu ermöglichen.

Theoretische Auseinandersetzung

Emotionale Dimensionen des Containers

Verschiedene Studien zum Thema Containern in wohlhabenden Industrieländern zeigen, dass aktivistische Überzeugungen, neben dem Teilen der geretteten Lebensmittel und dem zugrunde liegenden Idealismus, die am häufigsten vertretene Motivation für das Containern sind (Watson et al. 2023, 3791ff.). Auch wird Containern häufig als „lifestyle choice“ betrachtet, also als Aktivität, die freiwillig ausgeübt wird, z. B. um Geld zu sparen. Demgegenüber steht das Containern aus der Not heraus. Dieses Phänomen wird jedoch in den für diese Arbeit untersuchten Artikeln kaum thematisiert, entweder, da es in wohlhabenden Industrieländern seltener auftritt, oder aber (und wahrscheinlicher), da die davon betroffenen Personengruppen schwerer zu erreichen sind. Ein Grund für das Aufsuchen von Müllcontainern als versteckte Lebensmittelressource ist dabei z. B. die Scham davor, öffentliche Hilfseinrichtungen in Anspruch zu nehmen (ebd., 3793f.). Eine andere Motivation kann Nervenkitzel sein, der durch die weitreichende Illegalisierung des Containers mit dem Ausüben der Praktik einhergeht (ebd.).

Emotionen spielen bei den genannten Motivationen häufig eine Rolle (Watson et al. 2023). Karen Fernandez, Amanda Brittain und Sandra Bennett (2011) beispielsweise identifizieren Wut auf Lebensmittelverschwendung, aber auch Freude und Belohnungsgefühle (ebd., 1783f.). Allerdings finden sich wenige Arbeiten, die spezifisch Emotionen mit der Praktik des Containers verbinden. Eine Ausnahme bildet die Arbeit von Eva Maria Noack, Anja-Karolina Rovers, Lena Kühling und Rainer Marggraf (2016), die eine Reihe von Emotionen ermittelt, die im Zusammenhang mit Containern empfunden werden, darunter Freude, Überraschung, Abenteuerlust, Stolz und Selbstermächtigung, aber auch Scham, Angst und Ekel, besonders zu Beginn der Aktivität, sowie Empörung über die weggeworfenen Mengen.

Emotionen und Motivationen des Containers sind durchaus miteinander verwoben, was für uns im Rahmen dieses Beitrags unterstreicht, dass Emotionen nicht nur individuelle Reaktionen darstellen, sondern auch als soziale Kräfte wirken können, die Verhaltensweisen, Wertvorstellungen und sogar gesellschaftliche Transformationen beeinflussen können. Obwohl politische Steuerung und gesellschaftlicher Wandel häufig durch rationale Argumente und evidenzbasierte Kommunikation motiviert werden sollen, reicht Wissen allein oft nicht aus, um tatsächliche Verhaltensänderungen anzustoßen. Vielmehr sind es häufig emotionale Prozesse, die darüber entscheiden, ob Menschen sich für oder gegen bestimmte Praktiken entscheiden. Dies zeigen beispielsweise Leon Leuser und Daniel Weiß (2020, 12f.) anhand der Nachhaltigkeitstransformation, bei der einige vor allem negative Emotionen als Hemmnis für Verhaltensänderungen wirken können, darunter Scham, Angst, Frust oder eine empfundene mangelnde Selbstwirksamkeit. Dieselben Emotionen können jedoch auch nachhaltiges bzw. aktivistisches Verhalten fördern, gemeinsam mit Gefühlen der Hoffnung, Vertrauen und Stolz (ebd., 13f.).

Aneignung öffentlicher Räume durch Containern

Das Containern kann als widerständige Praxis gesehen werden, da es sich gegen die Wegwerfgesellschaft und die kapitalistische Verwertungslogik stellt. Indem Menschen weggeworfene, aber noch genießbare Lebensmittel aus Supermarkt-Containern oder Mülltonnen entnehmen, setzen sie sich über gesetzliche Regelungen hinweg. Solche

Praktiken stehen oft im Konflikt mit urbanen Kontrollmechanismen. Supermärkte und Unternehmen versuchen häufig, den Zugang zu entsorgten Lebensmitteln zu verhindern, indem sie Container und Mülltonnen abschotten oder mit Überwachungskameras ausstatten – eine Form der abschreckenden Architektur, die bestimmte unerwünschte Nutzungen des städtischen Raums unterbinden soll (Schmidt 2017, 281). Containern kann aus dieser Perspektive auch als eine Form der Raumeignung betrachtet werden. Raumeignung beschreibt den Prozess, bei dem sich öffentliche Räume und Ressourcen zu eigen gemacht und häufig bestehende gesellschaftliche Ordnungen herausgefordert werden (Schmidt/Vogelpohl 2022, 19). Solche Aneignungen spiegeln und durchbrechen soziale Ausschlüsse, Machtverhältnisse und Eigentumsstrukturen, indem sie alternative Nutzungen ermöglichen – sei es durch alltägliche Praktiken, kollektive Aktionen oder soziale Bewegungen. Aus geographischer Perspektive wird deutlich, dass diese Aneignungsprozesse eng mit räumlichen Strukturen verwoben sind: Stadtplanung, Architektur und gesetzliche Regelungen bestimmen, wer wie auf öffentliche Räume zugreifen kann und welche Nutzungen als legitim gelten (ebd., 20). Henri Lefebvre verknüpft seine Forderung nach einem „Recht auf Stadt“ eng mit dem Recht auf Aneignung, welches er als kollektives Recht versteht (Lefebvre 2016, 189). Er argumentiert, dass Städte nicht nur Orte der Begegnung, sondern auch der Aushandlung von sozialen, politischen und wirtschaftlichen Forderungen sind. Aneignung wird dabei zum Mittel des Widerstands gegen dominante Strukturen wie Kapitalismus, Kolonialismus und Patriarchat. Gerade in urbanen Räumen, in denen Macht- und Besitzverhältnisse besonders sichtbar sind, manifestiert sich dieser Widerstand in alternativen Nutzungspraktiken, die bestehende Normen in Frage stellen (ebd.).

Containern und der „scavenger gaze“

Die Art und Weise, wie Menschen ihre städtische Umgebung wahrnehmen, mit ihr interagieren oder sich aneignen, ist eng mit gesellschaftlichen Strukturen und individuellen Praktiken verknüpft. Turo-Kimmo Lehtonen und Olli Pyyhtinen (2020) beschreiben diese Wechselbeziehung speziell bezogen auf urbane Praktiken wie u. a. das Containern, die sich mit der Wieder- und Verwertung von organischen und anorganischen Abfällen beschäftigen, mit dem Begriff des „scavenger gaze“ (auf Deutsch etwa „Sammel- oder Suchblick“). Dieser sammelnde oder suchende Blick beschreibt, wie Menschen, die sich mit dem Bergen von Materialien aus Abfall beschäftigen, urbane Räume auf spezifische Weise wahrnehmen und interpretieren (ebd., 207). Die Autoren argumentieren, dass Menschen, die nach verwertbaren Materialien suchen, eine gesteigerte Sensibilität für ihre städtische Umgebung entwickeln (Lehtonen/Pyyhtinen 2020, 207). Ihr Blick ist dabei nicht nur visuell, sondern bezieht alle Sinne mit ein. Menschen, die Containern oder Abfall als Ressource nutzen, müssen ihre Umgebung aktiv lesen und interpretieren können, beispielsweise durch Geruch, Haptik oder Materialbeschaffenheit. Diese Wahrnehmungen gehen über eine kognitive Einschätzung hinaus und verbindet sich mit körperlichen Praktiken wie dem Durchsuchen von Containern und Mülltonnen oder der Qualitätskontrolle von Lebensmitteln vor Ort (ebd.).

Der Begriff des „scavenger gaze“ baut auf Erkenntnissen aus dem Bereich der Abfallgeographien (McClintock/Morris 2024) auf, sowie auf Forschungen zur kulturellen Bedeutung von Abfall. Beispielsweise diskutiert Jutta Gutberlet (2008, 29f.) im Kontext von Recycling-Praktiken, dass Abfall als ein kulturelles Konstrukt verstanden werden kann, dem je nach Kontext unterschiedliche Bedeutungen und Werte zugeschrieben werden. Am Beispiel von Menschen, die informell recyceln, also für den eigenen Lebensunterhalt weggeworfene Materialien sammeln und selbst wiederverwenden oder verkaufen (ebd., 32ff.), wird hier deutlich, dass Abfall als begehrte Ressource gesehen werden kann.

Methodische Herangehensweise

Zines

Zines als handgemachte, oft experimentelle und aktivistische Publikationen, die kreative und subjektive Ausdrucksformen ermöglichen, mögen in der geographischen Forschung auf den ersten Blick im Widerspruch zu wissenschaftlichen Ansprüchen stehen (Duncombe 2008, 18), doch sind sie eng mit dem „creative turn“ (Hawkins 2019) der Geographie verbunden. Dieser Ansatz hinterfragt traditionelle Wissenshierarchien und öffnet die Forschung für alternative, machtkritische Wissensproduktionen. Zines sind als „works in progress“ zu verstehen und fördern kritisches Denken sowie den Austausch mit ihren Ersteller:innen und den Gemeinschaften um sie herum (Küttel/Peterson 2023, 93). Sie entfernen sich von akademischen Idealen der Objektivität und Exteriorität (ebd., 94) und bieten eine partizipative, prozesshafte Methode, bei der Forschende und Forschungsteilnehmende gemeinsam Wissen produzieren (Sou/Hall 2023, 828f.). So können vorherrschenden Hierarchien zwischen Forschenden und Teilnehmenden, Lehrenden und Lernenden gelockert oder gar aufgelöst werden (Valli 2021, 26). Die Verwendung von Zines in Forschung, aber auch Lehre, ist laut Kimberly Creasap (2014, 156) der feministischen Pädagogik zuzuordnen, da bei der Herstellung von Zines die Prinzipien der Partizipation und Wertschätzung persönlicher Erfahrungen sowie die Förderung kritischen Denkens erfüllt werden.

Als „gefühlvolle Forschungsmethode“ (Küttel/Peterson 2023, 94) widmen Zines sich häufig dem Persönlichen, dem Emotionalen und dem Fürsorglichen. So wird die politische und akademische Relevanz von Themen erfasst, die als intim oder alltäglich gelten (Bagelman/Bagelman 2016, 366f.). Perspektiven, denen im (kultur-)wissenschaftlichen Mainstream weniger Aufmerksamkeit zuteilwird, können in Zines selbstbestimmt verarbeitet werden. Dabei zählen Begeisterung und uneingeschränkte Kreativität mehr als künstlerische Fähigkeiten (Creasap 2014, 157, 160). Der häufig amateurhafte Charakter von Zines ermöglicht Personengruppen und Themen, die häufiger ausgegrenzt oder unterrepräsentiert sind, Zugang zu akademischen Kontexten (Velasco et al. 202, 348f.); die Zine-Herstellenden gelten dabei als Expert:innen für ihre eigenen Wissensgemeinschaften (Brown et al. 2021, 2). Durch die Öffnung von Zines gegenüber anderen Medien als der klassischen Textform, u. a. bildlichen Darstellungen, können neue Wissensformen in die Forschung einbezogen und sichtbar gemacht werden (Valli 2021, 26). Die Neuverarbeitung vorhandener Medien – zentraler Bestandteil der Zine-Herstellung – vereinfacht nicht nur den Erstellungsprozess, sondern ermöglicht auch deren Aneignung. So können Zines als alternative Form der Wissenschaftskommunikation genutzt werden, indem sie Forschung informativ, zugänglich, aufmerksamkeitsregend und empowernd darstellen (Sou/Hall 2023, 822).

Durchführung des Zine-Workshops

Vier der fünf Zines wurden im Rahmen eines Zine-Workshops erstellt. Der Workshop sollte einen Raum für Austausch, Diskussion und gemeinsames Nachdenken über Erfahrungen und Emotionen beim Containern bieten (Creasap 2014; Shrewsbury 1993). Hierbei orientierten wir uns an der Herangehensweise von Autumn Brown, Mairéad Hurley, Sophie Perry und Joseph Roche (2021). Vier Personen nahmen am Workshop teil. Drei Weiteren wurde ein Zine-Bastelset mit Fragen, einer Anleitung, Anregungen und Materialien für die Zine-Erstellung geschickt. Ein Zine wurde per Post zurückgesendet. Zwei Zine-Bastelsets blieben unbearbeitet – für uns ein Hinweis auf die Bedeutung gemeinsamer, strukturierter Settings (Küttel/Peterson, 2023). Aufgrund der Illegalität des Containerns sind Namen und persönliche Details der Zine-Ersteller:innen in diesem Beitrag anonymisiert. Es handelt sich bei den Personen allesamt um weiblich gelesene, weiße Personen mit einem akademischen Hintergrund, auch wenn diese Gemeinsamkeiten bei der Suche nach Teilnehmenden nicht intendiert waren. Dies könnte allerdings u. a. auch mit der Illegalität des Containerns und der schwierigen Kontaktaufnahme zusammenhängen.

Ergebnisse

Feldnotizen und die Bedeutung der Zine-Workshopatmosphäre

Die Teilnehmerinnen berichteten zu Beginn des Workshops von eigenen Erfahrungen. Die Arbeitsatmosphäre während des Zine-Bastelns war ausschlaggebend für die Bereitwilligkeit, diese Erfahrungen und Emotionen mit den anderen Teilnehmerinnen und uns zu teilen. So wurde die Praktik des Containers als ein „Meeting an der Tonne“ beschrieben und einige Teilnehmerinnen wiesen auf die sozialen Dimensionen des Containers hin. Außerdem wurde das Essen vieler Dinge, die sonst nicht gekauft werden, beim Frühstück am nächsten Morgen betont. Die Erzählungen fingen mit positiven Emotionen an, doch auch Ekel wurde schnell thematisiert. Der Geruch der Biotonne bleibe oft länger im Kühlschrank, so eine andere Teilnehmerin, und auch das Gefühl, wenn in alte matschige Lebensmittel gegriffen werde, löse Ekel aus. Und auch wenn die Euphorie über die großen Mengen an Lebensmittel, die mitgenommen werden, bei den Teilnehmerinnen groß sei, sei auch eine andere Art von Ekel, der Ekel über die Wegwerfgesellschaft, präsent. Dies würde aber wieder die politische Motivation ankurbeln.

Auch wurde über die Vorbereitung für das Containern gesprochen. So erklärte eine Teilnehmerin, dass der große Uni-Rucksack viel Platz habe und dass eventuell noch mehr Taschen mitgenommen würden; jedoch nur so viele, wie mit dem Fahrrad transportiert werden können. Es wurde erzählt, dass bei vielen die Anspannung beim ersten Mal groß gewesen sei und sich vor der Polizei versteckt wurde. Später ließe das angespannte Gefühl nach und die Mülltonnen wurden unvorsichtiger durchgeschaut. Bei jedem neuen Supermarkt käme das Gefühl jedoch wieder, so eine Teilnehmerin, und die Unsicherheit bezüglich Kameras und Nachbar:innen sei groß. Menschen im Bekanntenkreis seien schon erwischt worden und mussten Bußgelder bezahlen, ergänzte eine weitere Teilnehmerin. Des Weiteren wurde über ein ambivalentes Verhalten der Supermarktmitarbeiter:innen gesprochen. Ein Supermarktbesitzer sei laut einer Teilnehmerin der Meinung gewesen, dass Lebensmittel aus der Mülltonne Krankheiten hervorrufen würden, andere Mitarbeitende hingegen stellten Lebensmittel bewusst neben die Mülltonnen. Im Sommer müsse man lange warten, bis es dunkel genug sei, erklärte eine Teilnehmerin, und oft wurde Frust empfunden, wenn trotz des Wartens keine guten Lebensmittel geborgen werden konnten.

Fünf Zines zum Thema Gefühlswelten des Containers

Insgesamt wurden fünf Zines erstellt. Das **erste Zine** (siehe Abb. 1) vermittelt aktivistische Emotionen: Es geht um Nachhaltigkeit, den Mut, Umweltprobleme anzugehen, und den Widerstand gegen Kapitalismus und Ungleichheit. Neben Anspannung und Enttäuschung wird auch Ekel thematisiert. Gleichzeitig werden Gemeinschaft und Zusammenhalt hervorgehoben. Vor allem das Gefühl, Teil einer Bewegung zu sein, scheint Freude, Liebe und gute Laune mit sich zu bringen. Stilistisch wurde mit vielen Farben und Collagen gearbeitet, in denen Fotos und ausgeschnittene Schriften kombiniert werden. Thematisch gestaltete Seiten sowie Symbole sollten die inhaltlichen Aussagen verstärken.



Abb. 1: Eindrücke aus dem ersten Zine (Quelle: eigene Aufnahme)

Das **zweite Zine** (siehe Abb. 2) erzählt die Geschichte einer Person, die zum ersten Mal in Norwegen containern war. Es berichtet von Erschöpfung nach einer langen Nacht, von Euphorie beim Retten unzähliger Lebensmittel, aber auch von Unsicherheiten in einer Dorfgemeinschaft, in der man sich beobachtet fühlt. Vertrauen spielt eine zentrale Rolle, insbesondere in die Menschen, mit denen man das erste Mal containern geht. Collagen aus Zeitschriften und der gezielte Einsatz von Buntstift für bestimmte Emotionen werden für die visuelle Gestaltung genutzt. Die Erzählung wird durch handgeschriebene Erfahrungen nahbar, besonders auffällig ist die symbolische Darstellung vieler Augen – sie verstärkt das Gefühl, beim Containern beobachtet und möglicherweise verurteilt zu werden.

Das **dritte Zine** (siehe Abb. 3) legt den Fokus auf Kapitalismuskritik, Konsumgesellschaft und die politische Dimension von Lebensmittelverschwendung. Ekel und Kritik mischen sich mit Herzschmerz und der als absurd wahrgenommenen Realität eines „Schönheitswettbewerbs im Obstregal“. Neben dem Frust über Plastikmüll und ungerechte Verteilung von Nahrungsmitteln wird die Selbstüberwindung thematisiert: Soll man sich trauen, die Mächtigen zu kritisieren und trotz möglicher Konsequenzen weiterzumachen? Gleichzeitig zeigt sich Freude – das Glück, eine große Beute zu teilen und gemeinsam aktiv zu werden. Die Gestaltung setzt auf Collagen, Stempel und eine Mischung aus Textfragmenten aus verschiedenen Quellen, die die politische Botschaft verstärken.

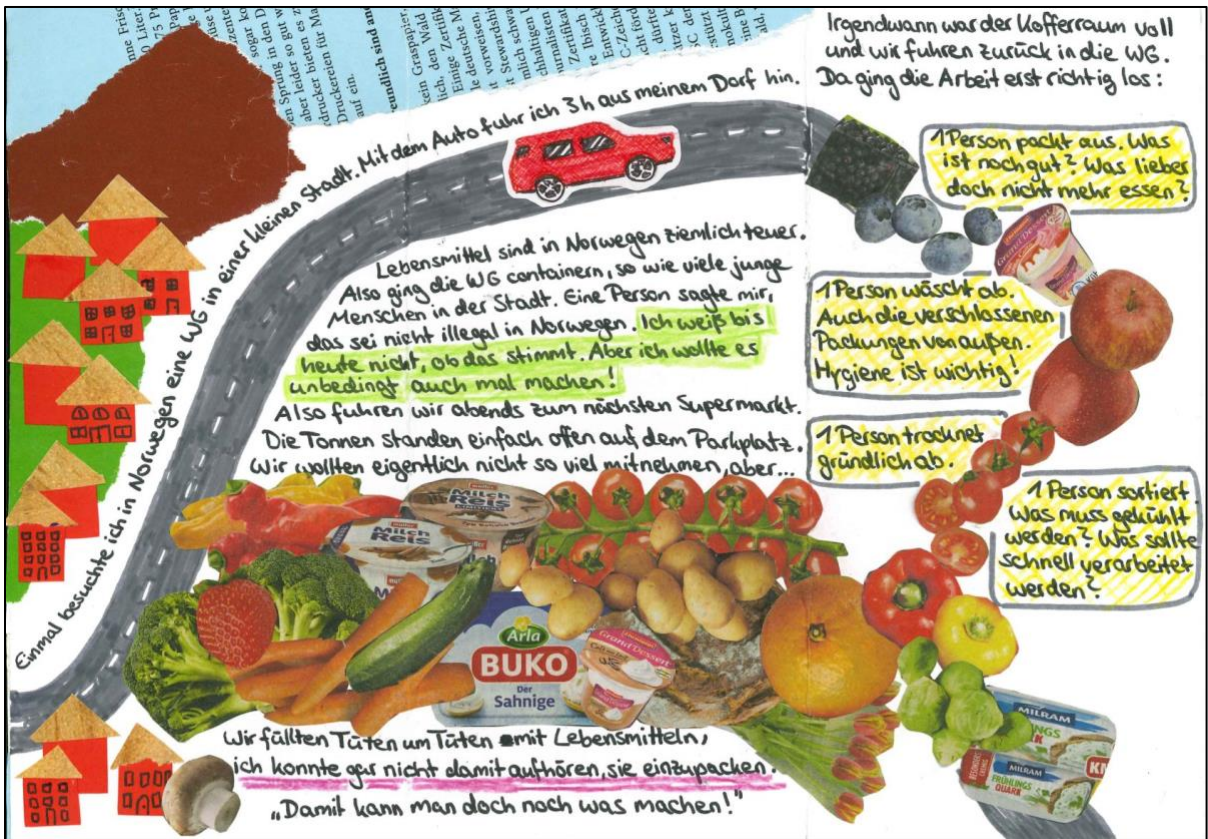


Abb. 2: Eindrücke aus dem zweiten Zine (Quelle: eigene Aufnahme)



Abb. 3: Eindrücke aus dem dritten Zine (Quelle: eigene Aufnahme)

Das **vierte Zine** (siehe Abb. 4) beschäftigt sich mit der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Containern: Warum wird Lebensmittelverschwendung nicht bestraft, während Containern als fragwürdig gilt? Essen wird oft als „sexy“ inszeniert, doch gerettete Lebensmittel erfahren keine Wertschätzung. Engagement und Wut stehen hier neben der Aufregung, ob Mitarbeitende oder die Polizei auftauchen könnten. In der Gestaltung dominieren Collagen, Zeichnungen und selbstgeschriebene Texte. Dialoge zwischen Containernenden machen das Thema noch greifbarer und unterstreichen die persönlichen Erlebnisse und Wahrnehmungen.



Abb. 4: Eindrücke aus dem vierten Zine (Quelle: eigene Aufnahme)

Das **fünfte Zine** (siehe Abb. 5) taucht tief in das unmittelbare Erleben beim Containern ein. Die Mischung aus Euphorie („Ah geil, pack rein!“), Ekel („Es stinkt, ich will Hände waschen!“) und Unsicherheit („Nicht so laut, die Anwohner:innen hören uns...“) schafft eine spannende Dynamik. Die Gedanken und Dialoge der Beteiligten wurden direkt festgehalten, wodurch ein Einblick ins Innenleben entsteht. Visuell spielt das Zine mit Metaphern: Ein Waschbär hält Lebensmittel in der Hand, ein Engel gibt ein High Five, während daneben ein Polizeiauto steht; Bilder, die gesellschaftliche Spannungen und das Gefühl des Grenzgängertums unterstreichen. Augen, die durchscheinen, verstärken das Motiv des beobachtet Werdens und des tiefen Blicks in die Mülltonne, sowohl im wörtlichen als auch im metaphorischen Sinn.

Insgesamt zeigen die fünf Zines, dass eine Neubewertung von Müll stattfindet. In den Zines wird das Essen aus der Tonne beispielsweise als „Soulfood“ (Zine 1) beschrieben und Müll wird als „emotional“ oder „politisch“ deklariert (Zine 3). Es zeigt sich eine veränderte Wahrnehmung der urbanen Umwelt in Bezug auf Lebensmittelabfälle; vergleichbar mit dem „scavenger gaze“ verbinden sich die Teilnehmenden aktiv mit den Dingen um sie herum (Lehtonen/Pyyhtinen 2020, 207). Zine 3 hinterfragt, warum Nahrungsmittel aus dem Müll nicht die gleiche Wertschätzung erfahren wie Lebensmittel, die beispielsweise in der Werbung ästhetisch inszeniert werden. Die Tafel Deutschland (2024) formulierte in einer aktuellen Stellungnahme, dass Verbraucher:innen stärker für den Wert abgelaufener, aber noch

verzehrbarer Lebensmittel sensibilisiert werden sollten – auch, um Vorurteile gegenüber solchen Produkten abzubauen.



Abb. 5: Eindrücke aus dem fünften Zine (Quelle: eigene Aufnahme)

Besonders eindrücklich wird die enge Verbindung zwischen Subjekt und Umwelt durch die sinnliche Erfahrung des Containers. Die Teilnehmenden beschreiben, wie Gerüche Ekel auslösen oder wie sich matschige Konsistenzen beim Greifen anfühlen (Zine 5). Auch der visuelle Sinn wird beim Containern intensiv genutzt: Der Blick schweift nicht nur über den Inhalt der Tonne, sondern erfasst gleichzeitig die Umgebung und mögliche Bedrohungen (Zines 2 und 4) – eine ständige Auseinandersetzung mit dem Raum und dessen sozialen Dynamiken. Der Akt des Containers wird zu einem bewussten Widerstand gegen die Normalisierung des Wegwerfens und zu einer Neubewertung dessen, was als wertvoll gilt (Gutberlet 2008, 29).

Des Weiteren verdeutlichen die Ergebnisse die Bedeutung des Containers als widerständige Praxis, die sich gegen die kapitalistische Verwertungslogik stellt. Dies wird zum einen durch die Emotion Ekel deutlich, die sich klar gegen die Wegwerfmentalität richtet: Ein Ekel, dass Massen an essbaren Lebensmitteln jeden Tag weggeworfen werden, auch im Verhältnis dazu, dass es gleichzeitig andernorts an Lebensmitteln mangelt (Zines 3 und 4). Zum anderen wird das aktivistische Motiv durch die Emotionen der Kollektivität und des Zusammenhalts deutlich. Es wird mehrmals betont, dass die Praktik eine gewisse Sozialität und Gemeinschaftlichkeit mit sich bringt und dadurch die Motivation zum Containern steigt (Zines 2, 4 und 5). Gegenüber der Unzufriedenheit mit gesellschaftlichen Zuständen zeigen sich durch die Praktik des Containers Gefühle der Selbstermächtigung (Zines 3, 4 und 5). Es sind also vor allem aktivistische und gemeinschaftliche Motivationen (Watson et al. 2023), die in den Zines emotional verarbeitet werden. Auffällig ist, dass in keinem der Zines eine materielle Notwendigkeit oder Abhängigkeit in Bezug auf das Containern thematisiert wird (ebd.). Die Abwesenheit dieses Aspekts deutet darauf hin, dass die Teilnehmenden keine Angewiesenheit auf das Containern für ihre individuelle Lebensmittelversorgung verspüren.

Containern als eine Art der Aneignung des öffentlichen Raums zu betrachten, zeigt, dass sich der Raum und Ressourcen zu eigen gemacht werden und bestehende gesellschaftliche Ordnungen, wie beispielsweise rechtliche Regelungen, herausgefordert werden (Schmidt/Vogelpohl 2022, 19). Wenn diese Aneignung Machtverhältnisse und Eigentumsstrukturen spiegelt und durchbricht, indem sie alternative Nutzungen ermöglicht, treten Emotionen zutage, die vor allem von einer Unsicherheit geprägt sind, die begleitet wird mit starkem Herzklopfen und dem Gefühl, beobachtet zu werden. Die Gefahr, von Autoritäten wie Supermarkt-Mitarbeitenden oder gar der Polizei erwischt zu werden, ist in einigen Zines präsent (Zine 4 und 5). Im Gegensatz zum widerständigen Charakter des Containerns zeigt sich in Zine 2 aber auch ein Unwohlsein damit, abseits von strafrechtlicher Verfolgung, gegen soziale Normen zu verstoßen. Der bei Michelle Watson, Sue Booth, Stefania Velardo und John Coveney (2023) hervorgehobene Nervenkitzel als positive Motivation für das Containern kann in den entstandenen Zines eher als negativer Aspekt interpretiert werden, da die dahinterliegende Illegalisierung kritisiert wird.

Für die Ausstellung im Haus der Wissenschaft im Frühjahr 2025 wurden die Zines in einer Sammlung zusammengefasst und in selbst gestalteten Umschlägen ausgelegt, so dass Besucher:innen sie mit nach Hause nehmen konnten (siehe Abb. 6). Die Umschläge enthalten neben den Zines auch Notizen und Gedanken aus dem Workshop sowie eine Anleitung zum Falten der Hefte. Eine Biotonne wurde als Symbol für die Mülltonnen auf Supermarktparkplätzen gewählt. Die Tonne wurde mit leeren Lebensmittelverpackungen gefüllt und jedes der fünf Zines darin verpackt und mit einer Kordel an der Tonne befestigt. Die Besucher:innen wurden dazu eingeladen, sich in die Situation einer containernden Person hineinzusetzen; allerdings nicht auf der Suche nach essbaren Lebensmitteln, sondern nach den Zines und den darin verborgenen Emotionen des Containerns.



Abb. 6: Zine-Sammlung zum Mitnehmen (Quelle: eigene Aufnahme)

Fazit und Ausblick

Die sehr individuellen und persönlichen Erfahrungen und Emotionen, die in den Zines verarbeitet sind, weisen auf größere (stadt-)gesellschaftliche Zusammenhänge hin (Schurr/Strüver 2016, 89). In der emotionalen Landschaft des Containerns zeigen sich nicht nur Gegenpositionen zu kapitalistischen Wegwerfpraktiken sowie zu Kontrolle und Überwachung im urbanen Raum, sondern auch vielfältige Verweise auf solidarische und gemeinschaftliche Lebensweisen. Diese Perspektiven verdeutlichen, wie Containern eine Neubewertung von Müll ermöglicht und damit die Wahrnehmung der urbanen Umwelt im Hinblick auf Lebensmittelabfälle verändern kann. Indem Containern als widerständige Aneignung des öffentlichen Raums sichtbar wird, reflektieren die Zines eine enge Verbindung

zwischen Subjekt und Umwelt, die weit über kognitive Einschätzungen hinausgeht und durch körperliche Erfahrungen und affektive Prozesse ergänzt wird. Diese Verbindung unterstreicht, dass Containern nicht nur eine pragmatische Handlung ist, sondern ein aktiver Ausdruck politischer Selbstermächtigung, Kollektivität und sozialer Solidarität. Die kreative Gestaltung der Zines hebt diese emotionalen und sozialen Dimensionen hervor und macht eine Praxis sichtbar, die gesellschaftlich oft unsichtbar bleibt.

Methodisch zeigt sich, dass Zine-Workshops als partizipatives Forschungsinstrument einen besonderen Mehrwert bieten. Sie ermöglichen eine gemeinschaftliche Diskussion, wobei subjektive und vielschichtige Erfahrungen und Emotionen erfasst sowie Reflexionsprozesse angeregt werden können. Außerdem wird das Potential kreativer Forschungsmethoden wie Zines deutlich, um solche komplexen Zusammenhänge nahbar zu machen und alternative Perspektiven zu eröffnen.

Für zukünftige Forschung ergeben sich daraus mehrere Richtungen. Inwiefern stellen Zines eine Möglichkeit dar, marginalisierte Stimmen – etwa von Personen, die sich außerhalb normalisierter Konsumlogiken bewegen – in der Stadtforschung sichtbar zu machen? Für weiterführende Forschungsvorhaben wäre es also hilfreich, verstärkt diversere Gruppe an Forschungsteilnehmenden zu wählen. Dadurch können unterschiedliche Motive und Erfahrungswerte zum Thema Containern abgebildet werden, oder untersucht werden, wie soziale Ungleichheiten wie Klasse, Geschlecht oder Herkunft den Zugang zum Containern prägen. Besonders die bei Michelle Watson, Sue Booth, Stefania Velardo und John Coveney (2023) als „versteckt“ bezeichnete Gruppe derer, für die das Containern mitunter lebensnotwendig ist, sollte in zukünftigen Untersuchungen besonders berücksichtigt werden. Auch das emotionale Erleben urbaner Nachhaltigkeitspraktiken birgt weitere Forschungsvorhaben: Wie werden Emotionen in städtischen Nachhaltigkeitsdiskursen berücksichtigt oder ausgeblendet? Inwiefern beeinflussen Gefühle wie Scham, Angst oder Euphorie das Verhalten im öffentlichen Raum?

Insgesamt zeigt sich, dass die kreative Auseinandersetzung mit den emotionalen Aspekten des Containerns über Zines nicht nur neue Perspektiven auf urbane Alltagspraktiken und Widerstände eröffnet, sondern auch das Potenzial alternativer und emotionaler Forschungsmethoden im Bereich der kritischen Stadtforschung.

Literaturverzeichnis

Bagelman, Jen und Bagelman Carly (2016): ZINES: Crafting Change and Repurposing the Neoliberal University. In: ACME: An International Journal for Critical Geographies 15(2), 365-392. <https://doi.org/10.14288/acme.v15i2.1257>

Baudrillard, Jean (Hrsg.) (2015): Die Konsumgesellschaft: Ihre Mythen, ihre Strukturen. Wiesbaden: Springer VS.

Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) (2020): Lebensmittelverschwendung. Verfügbar unter: https://www.bmel.de/DE/themen/ernaehrung/lebensmittelverschwendung/lebensmittelverschwendung_node.html (Zugriff am 10.03.2025).

Bundesverfassungsgericht (2020): Erfolgreiche Verfassungsbeschwerde bei einer strafgerichtlichen Verurteilung wegen „Containern“. Verfügbar unter: <https://www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/Pressemitteilungen/DE/2020/bvg20-075.html> (Zugriff am 08.02.2025).

Bundeszentrum für Ernährung (BZfE) (o. J): Lebensmittelverschwendung vermeiden: Zu gut für die Tonne! Verfügbar unter: <https://www.bzfe.de/nachhaltiger-konsum/lagern-kochen-essen-teilen/lebensmittelverschwendung/> (Zugriff am 12.03.2025).

Brown, Autmn; Hurley, Mairéad; Perry, Sophie und Roche, Joseph (2021): Zines as reflective evaluation within interdisciplinary learning programmes. In: Frontiers in Education 6, 675329. <https://doi.org/10.3389/educ.2021.675329>

Creasap, Kimberly (2014): Zine-Making as Feminist Pedagogy. In: Feminist Teacher 24(3), 155-168. <https://doi.org/10.5406/femteacher.24.3.0155>

Duden (2020): Containern. Verfügbar unter: <https://www.duden.de/rechtschreibung/containern> (Zugriff am 10.03.2025).

Duncombe, Stephen (Hrsg.) (2008): Notes from Underground: Zines and the Politics of Alternative Culture. Bloomington: Microcosm Publishing.

EAT-Lancet Commission (2019): Food in the Anthropocene. Verfügbar unter: <https://eatforum.org/eat-lancet-commission/eat-lancet-commission-summary-report/> (Zugriff am 19.03.2025).

Fernandez, Karen V.; Brittain, Amanda J. und Bennett, Sandra D. (2011): "Doing the duck": Negotiating the resistant-consumer identity. In: European Journal of Marketing 45, 1779-1788. <https://doi.org/10.1108/03090561111167414>

Gutberlet, Jutta (Hrsg.) (2008): Recovering Resources - Recycling Citizenship: Urban Poverty Reduction in Latin America. London: Taylor and Francis.

Küttel, Nora und Peterson, Melike (2023): Schneiden, Kleben, Reflektieren: Zines und das Erstellen reflexiver (Forschungs-)Räume. In: Singer, Katrin; Schmidt, Katharina und Neuburger, Martina (Hrsg.): Artographies – Methodisch-künstlerische Zugänge zu Raum. Bielefeld: transcript, 91-102.

Leuser, Leon und Weiss, Daniel (2020): Veränderungen berühren alle. Die Rolle von Emotionen in Nachhaltigkeitstransformationen. Dessau-Roßlau: Umweltbundesamt. Verfügbar unter: <https://www.umweltbundesamt.de/publikationen/veraenderungen-beruehren-alle-die-rolle-von> (Zugriff am 20.10.2025).

Lefebvre, Henri (2016): Das Recht auf Stadt. Hamburg: Edition Nautilus.

Noack, Eva Maria; Rovers, Anja-Karolina; Kühling, Lena und Marggraf, Rainer (2017): Was Menschen bewegt, Lebensmittel aus dem Müll zu holen: Eine explorative Studie zum

Containern. In: Britz, Wolfgang; Bröring, Stefanie; Hartmann, Monika; Heckelei, Thomas und Holm-Müller, Karin (Hrsg.): Agrar- und Ernährungswirtschaft: regional vernetzt und global erfolgreich: 56. Jahrestagung der Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften des Landbaues e. V. vom 28. bis 30. September 2016. Münster: Landwirtschaftsverlag, 125-136.

Lehtonen, Turo-Kimmo und Pyyhtinen, Olli (2020): From trash to treasure: Valuing waste in dumpster diving. In: *Valuation Studies* 7(2), 197-220. <https://doi.org/10.3384/VS.2001-5992.2020.7.2.197-220>

McClintock, Nathan und Morris, Georgina (2024): Urban geographies of waste. In: *Urban Geography* 45(4), 518-527. <https://doi.org/10.1080/02723638.2024.2319437>

Hawkins, Harriet (2019): Geography's creative (re)turn: Toward a critical framework. In: *Progress in Human Geography* 43(6), 963-984. <https://doi.org/10.1177/0309132518804341>

Schmidt, Katharina (2017): Ordinary Homeless Cities? Geographien der Obdach- und Wohnungslosigkeit in Rio de Janeiro und Hamburg. Hamburg: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg. Verfügbar unter: <https://ediss.sub.uni-hamburg.de/handle/ediss/7788> (Zugriff am 25.03.2025).

Schmidt, Katharina und Vogelpohl, Anne (2022): Stadt aneignen – Alltägliche Begegnungen, nachbarschaftliche Kollektive und soziale Bewegungen in globaler Perspektive. In: Franz, Yvonne und Strüver, Anke (Hrsg.): *Stadtgeographie*. Berlin: Springer, 17-47.

Schurr, Carolin und Strüver, Anke (2016): „The Rest“: Geographien des Alltäglichen zwischen Affekt, Emotion und Repräsentation. In: *Geographica Helvetica* 71(2), 87-97. <https://doi.org/10.5194/gh-71-87-2016>

Sou, Gemma und Hall, Sarah Marie (2023): Comics and zines for creative research impact: Ethics, politics and praxis in geographical research. In: *ACME: An International Journal for Critical Geographies* 22(1), 817-841. <https://doi.org/10.14288/acme.v22i1.2120>

Tafel Deutschland (2024): Stellungnahme der Tafel Deutschland e.V. zum Rechtsgutachten „Identifikation, Bewertung sowie Handlungsempfehlungen zu rechtlichen Hemmnissen bei der Vermeidung von Lebensmittelabfällen und Weitergabe von Lebensmittelspenden“ Verfügbar unter: <https://www.tafel.de/themen/stellungnahmen?utm> (Zugriff am 28.05.2025).

Valli, Chiara (2021): Participatory dissemination: Bridging in-depth interviews, participation, and creative visual methods through Interview-Based Zine-Making (IBZM). In: *Fennia – International Journal of Geography* 199(1), 25-45. <https://doi.org/10.11143/fennia.99197>

Velasco, Gabriella; Faria, Caroline und Walenta, Jayme (2020): Imagining Environmental Justice “Across the Street”: Zine-making as Creative Feminist Geographic Method. In: *GeoHumanities* 6(2), 347-370. <https://doi.org/10.1080/2373566X.2020.1814161>

Watson, Michelle; Booth, Sue; Velardo, Stefania und Coveney, John (2023): The “who” and “why” of dumpster diving for food in wealthy industrialised countries – an international scoping review. In: *British Food Journal* 125(10), 3784-3799. <https://doi.org/10.1108/BFJ-01-2023-0014>

Zwischen den Orten: Begegnungen und „Small Acts of Kindness“ in der Straßenbahn. Ein Zine

Luisa Kühl

Einleitung

Städte gelten häufig als Orte der Anonymität und Distanz (Dirksmeier et al. 2011, 85). Georg Simmel (1950, 416) beschreibt beispielsweise die abweisende Haltung vieler Städter:innen als versteckte Abneigung zueinander. Gleichzeitig sind Städte aber auch Orte, an denen unvorhersehbare Begegnungen mit anderen am ehesten möglich sind (Bridge/Watson 2002, 510). Diese Ambivalenz zeigt sich unter anderem in der Straßenbahn, in der Passagiere oft in Musik oder Bücher vertieft sind und sich gegenseitig weniger wahrnehmen. Manchmal kommt es jedoch zu Interaktionen, wie dem Austausch eines Lächelns, dem Aufhalten der Straßenbahntür oder kurzen Gesprächen. Derart oftmals übersehene freundliche Gesten und Handlungen können als „small acts of kindness“ (Brownlie/Anderson 2017; Horton/Kraftl 2009) verstanden werden und damit im Gegensatz zu Georg Simmels (1950) Beschreibung der blasierten Städter:innen sowie einem neoliberalen Individualismus stehen, in welchem Freundlichkeit („kindness“) oftmals als Schwäche angesehen wird (ebd., 1223, 1227f.). In den raumsensiblen Sozialwissenschaften wird Freundlichkeit nur selten zum Forschungsgegenstand gemacht (ebd., 1223). In diesem Beitrag widme ich mich dieser Forschungslücke und untersuche aus autoethnographischer Perspektive, inwiefern solche kleinen Handlungen der Freundlichkeit und Unfreundlichkeit zwischen Fremden, d. h. nicht-bekanntem Personen (Knoblauch/Vollmer 2022, 663), in der Bremer Straßenbahnlinie 6 mein Wohlbefinden beeinflussen.

Theoretischer Rahmen

Begriffsfindungen: Wohlbefinden, Gesten, Freundlichkeit und Situativer Ort

Wohlbefinden wird von der Weltgesundheitsorganisation als wichtiger Teil der Gesundheit beschrieben (WHO 2014, 96), wobei kein Konsens über die Definition von Wohlbefinden besteht (Hoffmann et al. 2022, 28). Unser Verständnis des Wohlbefindens ist dabei häufig abhängig von unserem soziokulturellen Kontext sowie durch gesellschaftliche Diskurse geprägt (ebd., 29). Es herrscht allerdings Einigkeit darüber, dass Kontakte zu anderen Personen einen essenziellen Beitrag für das eigene Wohlbefinden leisten können (Glatz/Bodi-Fernandez 2022, 69). Ich verstehe Wohlbefinden im Rahmen dieses Beitrags daher entsprechend der Definition von Andreas Hadjar und Frederick de Moll (2022, 218) als ein emotionales Empfinden von positiven Gefühlen, welches auch mit einem Gefühl der Zufriedenheit oder Fröhlichkeit beschrieben werden kann. Dabei wird dieses Empfinden durch äußere Einflüsse oder kognitive Reflexion beeinflusst (ebd.).

Da ich die Effekte un/freundlicher Gesten und Handlungen auf mein Wohlbefinden untersuche, muss auch zwischen Geste und Handlung differenziert werden, wobei ich den Überlegungen von Max Weber (2002) bezüglich der Unterschiede zwischen Verhalten und Handeln folge. Verhalten ist für Max Weber eine beobachtbare Geste ohne Intention, während eine Handlung mit einem subjektiv gemeinten Sinn verbunden ist (Lindemann 2016, 124). Meine Fragestellung bezieht sich auf beide Begriffe, da ich autoethnographisch geforscht habe und die Intentionen der durch mich beobachteten Personen somit nicht im Fokus standen. Da die Intentionen hinter einer Geste für mich als beobachtende Person auch nicht zwingend

ersichtlich sind, erhalten Gesten ihre Bedeutung als freundlich bzw. unfreundlich erst durch meine subjektive Zuschreibung. Diese Interpretation wird wesentlich durch situative Faktoren beeinflusst, wie etwa durch den eigenen Gemütszustand (Sokolowski 1992). Auch die damit verbundenen Qualitäten der Geste sind folglich nicht objektiv gegeben, sondern kontextabhängig. Gesten lassen sich daher nicht eindeutig oder abschließend in klar abgegrenzte Kategorien einordnen.

Entsprechend wird auch Freundlichkeit von mir als Beobachterin interpretiert und kann nicht an den Intentionen der handelnden Personen festgemacht werden. Im Begriff der „Freundlichkeit“ steckt der Begriff „Freund“, ähnlich wie im englischen „kindness“ den Begriff „kin“, also Verwandtschaft, enthält (Brownlie/Anderson 2017, 1224). Während freundliche Gesten zwischen Verwandten oder Freund:innen als Gesten der Liebe oder Fürsorglichkeit bezeichnet werden können, fehlt eine spezielle Bezeichnung für ähnliche Gesten zwischen Unbekannten. Daher verwende ich den Begriff der Freundlichkeit (ebd., 1229). Um ein Verständnis für Freundlichkeit zu entwickeln und es von anderen Konzepten wie Höflichkeit, Hilfsbereitschaft oder Altruismus abzugrenzen, schlagen Julie Brownlie und Simon Anderson (2017, 1226ff.) folgendes soziologisches Konzept mit vier Merkmalen vor: 1) Freundlichkeit verbindet Alltägliches mit Bedeutungsvollem, da sie aus kleinen Gesten besteht, welche eine Grundlage für weitere positive Dinge darstellen können, 2) Freundlichkeit erkennt Bedürftigkeiten und erfordert die bewusste Wahrnehmung von Bedarfen, die nicht zwingend mit Not einhergehen müssen; d. h. im Gegensatz zur Höflichkeit ist Freundlichkeit eine freiwillige, unverbindliche Geste, 3) Freundlichkeit besitzt eine belebende Qualität, die sogenannte „spilling over quality“, welche sowohl die beteiligten Personen als auch die Umgebung beeinflussen können, und 4) Freundlichkeit findet häufig auf einer interpersonalen Mikroebene der freundlichen Gesten statt, was sie von kollektiven Konzepten wie der Solidarität unterscheidet. Ich orientiere mich an diesem Verständnis von Freundlichkeit, wobei meine Untersuchung zu den Auswirkungen un/freundlicher Gesten auf mein Wohlbefinden insbesondere an das dritte Merkmal der belebenden Qualität von Freundlichkeit anknüpft.

Außerdem wird das Konzept des Situativen Ortes von Peter Dirksmeier, Ulrike Mackrodt und Ilse Helbrecht (2011) herangezogen, um zu beleuchten, wie der Mobilitätsraum Straßenbahn die durch mich als un/freundlich gelesenen und empfundenen Begegnungen beeinflusst. Das Konzept ist in den Begegnungsgeographien verortet (ebd., 100), welche sich unter anderem mit den Auswirkungen und Bedeutungen von kurzfristigen und flüchtigen Formen zwischenmenschlicher Interaktionen und Kontakte beschäftigt. Zentral für meinen Beitrag ist hier, dass Begegnungen maßgeblich von ihrem räumlichen Kontext beeinflusst werden können (ebd., 84). Als Situativer Ort werden somit „Raum-Interaktionskonstellationen“ (ebd., 98) verstanden, die aus den materiellen Begebenheiten eines Raumes, seinen kulturell codierten Settings sowie den unterschiedlichen anwesenden menschlichen Körpern und ihren Interaktionen zusammengesetzt sind (ebd., 86). Das Konzept verdeutlicht somit, dass Interaktionen, Kontakte und Begegnungen zwischen fremden (unbekannten) Personen zwar kontingent, aber nicht gänzlich zufällig sein müssen (ebd., 98). Im Rahmen dieses Beitrags gehe ich daher davon aus, dass sowohl die Interaktionen selbst als auch mein daraus resultierendes Wohlbefinden durch den räumlichen Kontext der Straßenbahn beeinflusst werden und umgekehrt auch diesen beeinflussen können.

Geographien der Kleinen Gesten der Freundlichkeit bzw. Small Acts of Kindness

Es gibt einige Forschungsarbeiten, die sich mit den Bedeutungen, Wirkungen und Ursachen kleiner Gesten der Freundlichkeit bzw. „small acts of kindness“ (Horton/Kraftl 2009) beschäftigen. Oft legen diese Arbeiten einen Fokus auf übergeordnete makro-geographische Kontexte wie Nachbarschaften und soziale Netzwerke, während Mikroebenen seltener betrachtet werden (Anderson et al. 2015, 7). Zudem werden meist nur Teilaspekte der Freundlichkeit untersucht (Brownlie/Anderson 2017, 1224), wie etwa einfache Formen der Hilfestellung bzw. „simple acts of assistance“ (Levine 2003, 226). Dem entgegengesetzt sind

Arbeiten wie beispielsweise von Simon Anderson, Julie Brownlie und Elisabeth-Jane Milne (2015), welche Hilfsbereitschaft als Freundlichkeit auf der mikrogeographischen Ebene des Alltags zwischen Freund:innen und Nachbar:innen untersucht. Die Autor:innen betonen hierbei den Einfluss des sozialen und räumlichen Umfelds auf prosoziale Gesten sowie deren „spilling over quality“ (Brownlie/Anderson 2017) auf ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Ähnlich wendet sich auch Helen Wilson (2010) interkulturellen Begegnungen im Alltagsraum Bus zu und deren Auswirkungen auf Prozesse der Identitätsbildung und einem möglichen Entgegenwirken von Vorurteilen gegenüber fremden (unbekannten als auch „anderen“) Personen. Im Einklang mit dem Konzept des Situativen Ortes (Dirksmeier et al. 2011) betrachtet auch Helen Wilson (2010, 644ff.) den mikroräumlichen Kontext einer Buslinie, wie etwa Sitzanordnung, Körperkonstellationen und Beförderungsbedingungen, als Einflussfaktoren für Interaktionen und Begegnungen. Dieser Beitrag schließt an diese Überlegungen zur sozialgeographischen Mobilitäts- sowie Begegnungsforschung an, indem un/freundliche Begegnungen und ihre Auswirkungen auf das subjektive Wohlbefinden im Mikroraum Straßenbahn untersucht werden.

Methodische Herangehensweise

Die jüngere Ethnographie beschäftigt sich mit diversen sozialen Phänomenen und ist nicht mehr nur auf die Erforschung fremder als „anders“ wahrgenommener Kulturen fokussiert (Knoblauch/Vollmer 2022, 660). Um soziale Phänomene zu verstehen, verfügt die Ethnographie über einen „multimodalen Methodenzugang“ (Genz/Tschoepe 2021, 226), welcher unterschiedliche qualitative Ansätze kombiniert. Die teilnehmende Beobachtung ist dabei eine zentrale Methode, bei der verschiedene Datensorten wie Feldnotizen und Fotos entstehen können (Knoblauch/Vollmer 2022, 659). Wichtig ist nicht nur das Beobachten, sondern auch die aktive Teilnahme am Alltagsleben (ebd., 228), um die Effekte von Begegnungen besser verstehen zu können. Dabei ist die ethnographische Methodik gering standardisiert, was eine große Flexibilität im Forschungsprozess ermöglicht (ebd., 662). Um dennoch eine gewisse Struktur in den Forschungsprozess zu bringen, habe ich mich beim Vorgehen an den Ausführungen von Hubert Knoblauch und Lisa Vollmer (2022) orientiert. Zu Beginn habe ich versucht, theoretisches Vorwissen zu vermeiden, um möglichst unvoreingenommen beobachten zu können. Angelehnt an die „Lehrlingsmethode“ (ebd., 667) habe ich versucht, mich wie ein neugieriges Kind zu verhalten und meine Gefühle möglichst ohne Vorannahmen zu erforschen. Ich habe mich treiben lassen und an Gesprächen teilgenommen oder auf Mimik und Gestik reagiert, ohne künstlich Gespräche zu initiieren. So konnte ich deutlichere Formen der Freundlichkeit, z. B. durch Hilfsaktionen, gut erkennen und festhalten, während subtilere Gesten schwerer zu erfassen waren. Meine Erlebnisse habe ich unmittelbar nach den Begegnungen in kurzen schriftlichen und gesprochenen Feldnotizen auf dem Handy festgehalten und später dahingehend analysiert und ergänzt, welche Gefühle diese Begegnungen in mir ausgelöst haben. Meine Feldnotizen habe ich entsprechend der qualitative Inhaltsanalyse nach Udo Kuckartz und Stefan Rädiker (2022) ausgewertet.

Ein wesentliches methodisches Element ist das von mir gestaltete Zine (siehe Abb. 1). Ein Zine, kurz für Magazine, kann als ein Produkt widerständiger Praktiken bezeichnet werden (Küttel/Peterson 2023, 92). Dabei zelebrieren Zines laut Stephen Duncombe (2008, 7) „the everyperson in a world of celebrity“ indem sie häufig die Erfahrungen und Erlebnisse „gewöhnlicher“ Personen zum Gegenstand machen (Küttel/Peterson 2023, 92). Ursprünglich aus der Punkrock-Kultur stammend, werden Zines mittlerweile auch als Methode in der geographischen Forschung eingesetzt (ebd., 92f.). Da sie „the feeling of doing“ (Paterson 2009 zit. nach Küttel/Peterson 2023, 95) ergründen, können Zines sowohl physische als auch emotionale Empfindungen thematisieren (ebd.). Dadurch eignet sich diese Methode besonders für die Analyse meines Wohlbefindens in der Straßenbahn.

In meinem autoethnographischen Forschungsprozesses ist das Zine sowohl in der Datenerhebung, Reflexion als auch in der Ergebnisdarstellung integriert. Gabriella Velasco,

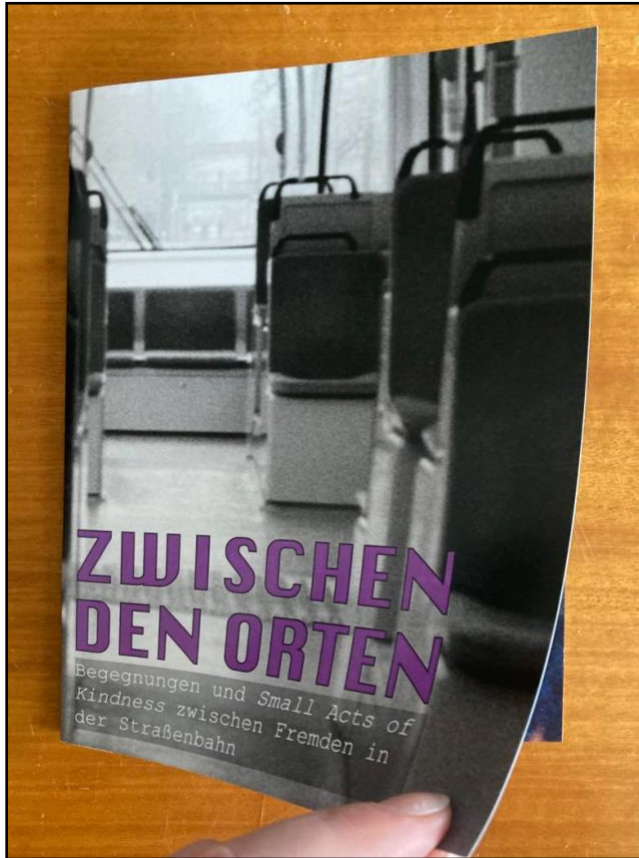


Abb. 1: Fertiges Zine (Quelle: eigene Aufnahme)

Caroline Faria und Jayme Walenta (2020) betonen, dass Zines eine effektive Form der Selbstreflexion innerhalb wissenschaftlicher Prozesse darstellen. Durch das zeichnerische Festhalten von Begegnungen versetzte ich mich aktiv in jene Situationen zurück und vertiefte so mein Verständnis meiner emotionalen Reaktionen. Und auch in der Erhebungsphase sensibilisierte mich das Vorhaben, visuelle und atmosphärische Erlebnisse zeichnerisch darzustellen (Küttel/Peterson 2023, 95). Um Fotos für das Zine zu machen, auf denen ich die Zeichnungen verorten wollte, aber auch datenschutzrechtliche Vorgaben während, bin ich mit der Straßenbahnlinie 6 in Bremen zu ihrer Endhaltestelle „Universität Nord“ gefahren und habe die leere Bahn fotografiert. Die Kombination von Zeichnungen und Text ermöglicht es mir, subjektive und emotionale Aspekte auch für Betrachter:innen sichtbar und greifbarer zu machen. Gleichwohl ist darauf hinzuweisen, dass das Zine, trotz seiner visuellen Komponente, „multisensorische Erlebnisse“ (ebd.) nur teilweise erfasst, da Geräusche und Gerüche weder festgehalten noch vermittelt werden können.

Ergebnisse

Überwiegend positive Begegnungen

Kleine Gesten der Freundlichkeit, die ich erlebte, umfassten überwiegend Momente und Formen der Hilfsbereitschaft oder der Unterstützung. Ein Beispiel war eine Person, die die Tür aufhielt, damit jemand die Bahn noch erwischt (siehe Abb. 2). Aber auch subtilere Freundlichkeiten, etwa ein freundliches Grüßen einer unbekanntenen Person, die sich zu mir in den Vierersitz setzte, konnte ich beobachten. Unabhängig davon, ob diese Gesten mir persönlich galten oder ob ich sie lediglich beobachtete, lösten sie in mir häufig körperliche Reaktionen wie Wärme, ein Lächeln oder eine spürbare Aufhellung meiner Stimmung aus. Das freundliche Grüßen der unbekanntenen Person war jedoch auch ein Moment der Ambivalenz: Das Grüßen irritierte mich zunächst, da diese Geste von meiner als „üblich“ wahrgenommen Norm und des Umgangs miteinander während des anonymen Straßenbahnfahrens abwich.



Abb. 2: Türaufhalten (Quelle: eigenes Foto und Zeichnung)

Die positiven Auswirkungen dieser *kleinen Gesten der Freundlichkeit* hielten auch oft über den Moment hinaus an. Auch später am Tag stimmten mich diese freundlichen Gesten leichter und positiver. In der nachträglichen Reflexion empfand ich manchmal ein Gefühl von Verbundenheit mit den Menschen aus meiner Umgebung. Besonders berührt hat mich eine wiederholte Geste der Hilfsbereitschaft: Eine Person blieb während der gesamten Fahrt an der Tür stehen, um anderen Fahrgästen mit Gehhilfen beim Ein- und Ausstieg zu helfen (siehe Abb. 3). Diese wiederholte Handlung veränderte meine Raumwahrnehmung. In einer Feldnotiz hielt ich fest: „Wiederkehrende, selbstlose Hilfe. Gefühl von Wärme und Helligkeit. Als würde die Sonne in die Bahn scheinen. Positive Aufladung“. Mein Gefühl einer metaphorisch strahlenden Sonne in der Straßenbahn interpretiere ich hier auch als ein kollektives Gefühl, welches nicht nur mein individuelles Empfinden umfasste, sondern den gesamten Raum der Bahn mitsamt der Anwesenden erfasste und durchdrang.

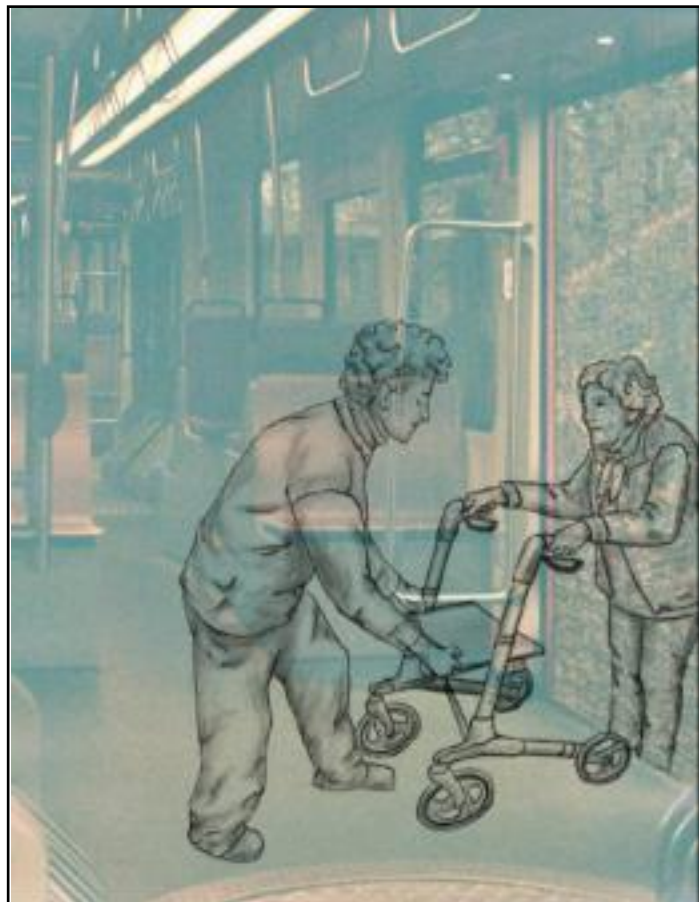


Abb. 3: Wiederholte Hilfe beim Einsteigen (Quelle: eigenes Foto und Zeichnung)

So meinte ich auch in den Gesichtern anderer Bahnfahrender ablesen zu können, dass diese Handlungen sie berührten. Die geteilte Atmosphäre in der Bahn ändert sich merklich zum Positiven. Ich hatte den Eindruck, dass sich das Raumgefühl lockerte und weitete. Die Wärme der Sonne, die sich in der Bahn auszubreiten schien, wirkte zudem als bindende Kraft, die ein Gefühl kollektiver Verbundenheit zu erzeugen schien.

Herausfordernde und unangenehme Begegnungen

Auch habe ich Begegnungen erlebt, die ich zunächst als unangenehm oder grenzüberschreitend empfand. In einer Situation wurde ich über längere Zeit hinweg von einem mir gegenüberstehenden Mann angestarrt (siehe Abb. 4). Ein anderes Mal beschimpfte mich eine Frau lautstark. Beide Begegnungen lösten in mir Gefühle von Unbehagen, Wut und Unsicherheit aus und führten zu intensiver Auseinandersetzung mit meinen Handlungsmöglichkeiten. Beim starrenden Mann erlebte ich eine Art der Selbstermächtigung durch anfängliches Zurückstarren und späteres demonstratives Fotografieren. Im Falle der Frau war ich überfordert und reagierte teils impulsiv, teils versuchte ich ihr argumentativ aufzuzeigen, dass ihre Beleidigungen keinen Sinn ergaben. Beide Begegnungen führten in ihrem jeweiligen Moment dazu, dass ich den Raum der Straßenbahn weniger wahrnahm und mein Raumgefühl zunehmend ausblendete. Mein emotionaler Zugang zu den Begegnungen veränderte sich in der retrospektiven Reflexion: Aus meiner anfänglichen Wut auf die beleidigende Frau entwickelte sich Mitgefühl. Mir wurde auch bewusst, wie derartige Begegnungen dazu beitragen können, die eigenen Grenzen und deren Verletzung sowie die Selbstwahrnehmung zu reflektieren.



Abb. 4: Starrender Mann mit symbolisch vergrößerten Augen (Quelle: eigenes Foto und Zeichnung)

Ambivalente Begegnungen

Eine prägende Begegnung beinhaltete für mich freundliches, aber auch herausforderndes und bedrohliches Verhalten. Ich beobachtete, wie ein Mann eine Frau in einem Vierersitz durch anhaltende Ansprache bedrängte, während diese sichtbar unwohl wirkte. Während ich noch abwog, ob und wie ich eingreifen sollte oder konnte, sprach eine andere Frau die Betroffene an und bot ihr einen Platz neben sich an (siehe Abb. 5). Diese unerwartete Wendung löste bei mir Erleichterung, jedoch auch eine leichte Enttäuschung über mich selbst aus, da ich nicht schneller gehandelt hatte. Rückblickend habe ich die helfende Frau stärker wertschätzen können und erkannt, dass auch mein Impuls einzugreifen ein Teil eines Netzwerkes gegenseitiger Unterstützung war. Dieses Erlebnis verstärkte mein Bewusstsein dafür, dass Frauen und andere marginalisierte Personen und Gruppen aufeinander achten, füreinander einstehen und aktiv werden soll(t)en, wenn sie können.

Diskussion

Die von mir wahrgenommenen freundlichen Gesten, die unterstützender oder helfender Natur waren, kommt eine besondere Bedeutsamkeit im Straßenbahnraum zu, da sie Menschen mit körperlichen Einschränkungen ermöglichen, selbstständig mobil zu sein und alltägliche Aufgaben zu bewältigen. So zeigen beispielsweise Erica Boothby, Gus Cooney, Gillian Sandstrom and Margaret Clark (2022), dass der Kontakt zu Fremden/Unbekannten das Selbstvertrauen erhöhen kann. Freundliche Gesten können daher gerade in städtischen Gebieten die Inklusion von Menschen mit Behinderungen fördern (Bredewold et al. 2020).

Zusätzlich können solche Begegnungen Einsamkeitsgefühlen entgegenwirken, die nicht nur im Alter ein weit verbreitetes Phänomen sind (BIB 2024, siehe auch Beitrag zur Bedeutung öffentlicher Räume im Alter von Elodie Müller und Luca Reinink in diesem Heft). Ein weiteres Beispiel für die Bedeutung freundlicher Gesten stellt die Situation in diesem Beitrag dar, in der eine Frau eingriff, als eine andere



Abb. 5: Einschreiten einer Frau (Quelle: eigenes Foto und Zeichnung)

Frau scheinbar belästigt wurde. Solidarische Handlungen können dazu beitragen, dass Frauen und andere marginalisierte Gruppen sich sicherer fühlen. Das Wissen, dass einige Menschen wahrnehmen und auch eingreifen, wenn es jemandem schlecht geht oder er/sie sich nicht wohlfühlt, kann das subjektive Wohlbefinden stärken. Ein derartiges Gefühl des Zusammenhalts und Miteinander kann Kriminalitätsfurcht mindern sowie die Wahrscheinlichkeit der Viktimisierung verringern (Sampson/Raudenbush 1999). Ich habe mir vorgenommen, beim nächsten Mal nicht zu zögern, wenn ich eine Person in Not wahrnehme. Hier zeigt sich die zeitliche Dimension der „spilling over quality“ (Anderson/Brownlie 2017) von Freundlichkeit: Die Wirkung dieser Begegnung bleibt nicht auf den Moment beschränkt, in der ich sie wahrnahm und an ihr teilnahm, sondern beeinflusste mein zukünftiges Denken und Handeln.

Denen von mir als unfreundlich kategorisierten Gesten lässt sich ebenfalls eine tiefere Bedeutung zuschreiben. Das Starren des Mannes kann als patriarchale Machtdemonstration gelesen werden, während meine Reaktion als eine Aushandlung dieser geschlechtlichen Machtverhältnisse verstanden werden kann. Trotz meines Unbehagens habe ich den Eindruck, dass diese Situation mein Selbstvertrauen nachhaltig gefördert hat. Unfreundlich gelesene bzw. empfundene Begegnungen können hingegen auch Menschen einschüchtern und ihr Sicherheitsgefühl mindern, wodurch eine aufmerksame Wahrnehmung von Bedürftigkeit, welche der Freundlichkeit zugrunde liegt (Anderson/Brownlie 2017), umso wichtiger wird, um in solchen Momenten anderen Personen Beistand zu leisten. Ich gehe

entsprechend davon aus, dass Begegnungen zwischen Fremden entscheidend zu sozialem Zusammenhalt und individuellem Selbstvertrauen beitragen können (Glatz/Bodi-Fernandez 2022, 72).

Der Situative Ort (Dirksmeier et al. 2011) beschreibt, wie die Materialitäten eines Raums Begegnungen beeinflussen können. In der Straßenbahn ist der Raum eingeschränkt und Bewegung findet meist nur beim Ein- oder Aussteigen statt. Die Sitzanordnung kann Begegnungen begünstigen oder hemmen. Ein Beispiel ist meine Erfahrung mit dem starrenden Mann, bei der die räumlichen Gegebenheiten mein Gefühl der Bedrohung verstärkt haben, da Fluchtmöglichkeiten eingeschränkt waren. Auch die bauliche Barriere(un)freiheit der Bahn hat einen Einfluss auf Begegnungen. Barrierefreier Zugang würde Menschen mit Gehbehinderungen mehr Autonomie geben und die Notwendigkeit von Hilfestellungen verringern (Landesbehindertenbeauftragte der Stadt Bremen 2021). Im Falle eines barrierefreien Ein- und Ausstiegs hätte die Begegnung mit dem wiederholend hilfsbereiten Mann wohl nicht stattgefunden. Allerdings bedeutet dies nicht, dass Barrieren erhalten bleiben sollten, um solche Begegnungen zu ermöglichen, vielmehr zeigt sich hier ein ambivalentes Zusammenspiel zwischen räumlicher Gestaltung und sozialer Interaktion.

Fazit und Ausblick

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Begegnungen mit Fremden in der Straßenbahn mein Wohlbefinden auf verschiedene Weise beeinflusst haben. Dabei sind Begegnungen selten eindeutig als positiv oder negativ einzuordnen (Wilson 2010, 644f.). Sie sind vielmehr dynamisch und ihre Wirkungen kontextabhängig und mit der Zeit veränderbar. Oftmals erhalten sie widersprüchliche Elemente und rufen ambivalente Empfindungen hervor. Als freundlich interpretierte Gesten wie Grüßen oder Hilfsbereitschaft beim Einsteigen erzeugten in mir ein Gefühl von Wärme, Freude und Verbundenheit, selbst wenn sie nicht direkt an mich gerichtet waren. Diese positiven Effekte wirkten auch langfristig auf meine Stimmung und stärkten (m)ein empfundenes Gemeinschaftsgefühl. Jedoch können freundliche Gesten auch verunsichern oder irritieren, etwa wenn sie aus weitgehend akzeptierten und als „normal“ angesehenen und reproduzierten Normen fallen. Begegnungen die ich als unangenehm wahrgenommen habe, wie Anstarren oder verbale Angriffe, führten zunächst zu Unbehagen, Wut und Unsicherheit, regten jedoch eine Auseinandersetzung mit meinen Grenzen und Handlungsmöglichkeiten an.

Die Raumgestaltung der Straßenbahn hat einen maßgeblichen Einfluss auf die Begegnungen und deren Wirkungen und andersherum gestalten sowohl positive als auch negative Begegnungen den öffentlichen Raum als dynamischen sozialen Raum. So zeigt Helen Wilson (2010, 642), dass interkulturelle Begegnungen in mobilen Räumen sowohl zur Reduktion als auch zur Reproduktion von kulturellen Vorurteilen beitragen können. Freundlichkeit, die ein Gefühl von Verbundenheit und Gemeinschaft stärken kann (Glatz/Bodi-Fernandez 2022, 72), ist vor allem im Kontext von wachsendem Hass und Rechtsextremismus (BMI 2024) von großer Bedeutung. Angesichts der großen Bedeutung der Freundlichkeit für das soziale Miteinander erscheint es lohnend zu untersuchen, welche sozialen und räumlichen Faktoren die Bereitschaft zum freundlichen Handeln beeinflussen können (Bredewold et al. 2020, 2049). So kann Freundlichkeit auch exkludierende Wirkungen entfalten, indem bestimmte Gruppen häufiger freundliche Zuwendungen erfahren als andere (Brownlie/Anderson 2017, 1229ff.). Demnach erscheint es sinnvoll, zu erforschen welche soziostrukturellen Faktoren den Empfang freundlicher Gesten beeinflussen und das Konzept der Freundlichkeit aus ungleichheitstheoretischer Perspektive zu analysieren. Eine solche Forschung kann zu einer inklusiveren Gestaltung des öffentlichen Raumes und einem stärkeren sozialen Miteinander beitragen.

Literaturverzeichnis

Anderson, Simon; Brownlie, Julie und Milne, Elisabeth-Jane (EJ) (2015): *The Liveable Lives Study: Understanding everyday help and support*. York: Joseph Rountree Foundation. <https://doi.org/10.13140/RG.2.1.2191.5360>

Boothby, Erica J.; Cooney, Gus und Sandstrom, Gillian M. (2022): Talking to strangers: A week-long intervention reduces psychological barriers to social connection. In: *Journal of Experimental Social Psychology* 102, 1-12. <https://doi.org/10.1016/j.jesp.2022.104356>

Bredewold, Femmianne; Haarsma, Alke; Tonkens, Evelien und Jager, Marja (2020): Convivial encounters: Conditions for the urban social inclusion of people with intellectual and psychiatric disabilities. In: *Urban Studies* 57(10), 2047-2063. <https://doi.org/10.1177/0042098019869838>

Bridge, Gary und Watson, Sophie (2002): Lest Power Be Forgotten: Networks, Division and Difference in the City. In: *The Sociological Review* 50(4), 505-524. <https://doi.org/10.1111/1467-954x.00396>

Brownlie, Julie und Anderson, Simon (2017): Thinking Sociologically About Kindness: Puncturing the Blasé in the Ordinary City. In: *Sociology* 51(6), 1222-1238. <https://doi.org/10.1177/0038038516661266>

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BIB) (2024): Einsamkeit: Besonders Jüngere fühlen sich zunehmend einsam. Verfügbar unter: <https://www.bib.bund.de/DE/Aktuelles/2024/2024-05-29-FReDA-Policy-Brief-Einsamkeit-Besonders-Juengere-fuehlen-sich-zunehmend-einsam.html> (Zugriff am 25.03.2025).

Bundesministerium des Inneren und für Heimat (BMI) (2024): Politisch motivierte Kriminalität in Deutschland erreicht neuen Höchststand. Verfügbar unter: <https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/pressemitteilungen/DE/2024/05/bka-pmk-2023-pm.html> (Zugriff am 25.03.2025).

Dirksmeier, Peter; Mackrodt, Ulrike und Helbrecht, Ilse (2011): *Geographien der Begegnung*. Geographische Zeitschrift 99, 84-103. <https://doi.org/10.25162/gz-2011-0007>

Duncombe, Stephen (2008): *Notes from underground: Zines and the politics of alternative culture*. Bloomington: Microcosm Publishing.

Genz, Carolin und Tschoepe, Aylin Yildirim (2021): Ethnografie als Methodologie. In: Heinrich, Anna Juliane; Marguin, Séverine; Million, Angela und Jörg Stollmann (Hrsg.): *Handbuch qualitative und visuelle Methoden der Raumforschung*. Bielefeld: transcript, 225-236.

Glatz, Christoph und Bodi-Fernandez, Otto (2022): Soziale Kontakte und Wohlbefinden zu Beginn der Corona-Krise 2020. In: Aschauer, Wolfgang; Glatt, Christoph und Prandner, Dimitri (Hrsg.): *Die österreichische Gesellschaft während der Corona-Pandemie. Ergebnisse aus sozialwissenschaftlichen Umfragen*. Wiesbaden: Springer, 69-88.

Hadjar, Andreas und de Moll, Frederick (2022): Ungleichheiten in schulischen Gesundheitsproblemen und subjektivem Wohlbefinden bei luxemburgischen Grund- und Sekundarschüler/innen. In: Heinen, Andreas; Samuel, Robin; Vögele, Claus und Willems, Helmut (Hrsg.): *Wohlbefinden und Gesundheit im Jugendalter. Theoretische Perspektiven, empirische Befunde und Praxisansätze*. Wiesbaden: Springer, 215-242. https://doi.org/10.1007/978-3-658-35744-3_11

Hoffmann, Laura; Moor, Irene und Richter, Matthias (2022): Gesundheit und Wohlbefinden aus soziologischer Perspektive. In: Heinen, Andreas; Samuel, Robin; Vögele, Claus und Willems, Helmut (Hrsg.): *Wohlbefinden und Gesundheit im Jugendalter. Theoretische Perspektiven, empirische Befunde und Praxisansätze*. Wiesbaden: Springer, 27-44.

- Horton, John und Kraftl, Peter (2009): Small acts, kind words and “not too much fuss”: implicit activism. In: *Emotion, Space and Society* 2(1), 14-23. <https://doi.org/10.1016/j.emospa.2009.05.003>
- Knoblauch, Hubert und Vollmer, Theresa (2022): Ethnographie. In: Baur, Nina und Blasius, Jörg (Hrsg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer, 659-676.
- Kuckartz, Udo und Rädiker, Stefan (Hrsg.) (2022): *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Küttel, Nora und Peterson, Melike (2023): Schneiden, Kleben, Reflektieren: Zines und das Erstellen reflexiver (Forschungs-)Räume. In: Singer, Katrin; Schmidt, Katharina und Neuburger, Martina (Hrsg.): *Artographies – Kreativ-künstlerische Zugänge zu einer machtkritischen Raumforschung*. Bielefeld: transcript, 91-103.
- Landesbehindertenbeauftragte der Freien Hansestadt Stadt Bremen (2021): Einführung eines niveaugleichen Einstiegs an Bus und Straßenbahnhaltstellen in der Stadtgemeinde Bremen. Verfügbar unter: <https://www.behindertenbeauftragter.bremen.de/themen/bauen-und-verkehr/niveaugleicher-einstieg/gemeinsame-erklaerung-zum-niveaugleichen-einstieg-32957> (Zugriff am 20.05.2025).
- Levine, Robert V. (2003): The Kindness of Strangers: People’s willingness to help someone during a chance encounter on a city street varies considerably around the world. In: *American Scientist* 91(3), 226-233. <https://www.jstor.org/stable/27858212>
- Lindemann, Gesa (2016): *Handlung, Interaktion, Kommunikation*. In: Scherr, Albert (Hrsg.): *Soziologische Basics. Eine Einführung für pädagogische und soziale Berufe*. Wiesbaden: Springer, 121-129.
- Paterson, Mark (2009): Haptic geographies: Ethnography, haptic knowledges and sensuous dispositions. In: *Progress in Human Geography* 33(6), 766-788. <https://doi.org/10.1177/0309132509103155>
- Sokolowski, Kurt (1992): Zum Einfluss von Emotionen auf die Attributionsrichtung: Macht nun Liebe oder Hass blind? In: *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 245-256. https://www.uni-siegen.de/lwf/departments/psychologie/professuren/sokolowski/publikationen/einfluss_emotion_auf_attributionsrichtung.pdf (Zugriff am 24.09.2025).
- Sampson, Robert J. und Raudenbush, Stephen W. (1999): Systematic Social Observation of Public Spaces: A New Look at Disorder in Urban Neighborhoods. In: *American Journal of Sociology* 105(3), 603-651. <https://doi.org/10.1086/210356>
- Simmel, Georg (1950): The metropolis and mental life. In: Woolf, Kurt H. (Hrsg.): *The Sociology of George Simmel*. New York: The Free Press, 409-424.
- Weber, Max (Hrsg.) (2002): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weltgesundheitsorganisation (WHO). Regionalbüro für Europa (2014): *Der Europäische Gesundheitsbericht 2012. Ein Wegweiser zu mehr Wohlbefinden* Verfügbar unter: <https://iris.who.int/bitstreams/5ff2432f-2a81-4ad0-ad95-c44a6e18923c/download> (Zugriff am 24.09.2025).
- Wilson, Helen F. (2010): Passing propinquities in the multicultural city: the everyday encounters of bus passengering. In: *Environment and Planning A: Economy and Space* 43(3), 634-649. <https://doi.org/10.1068/a43354>

Gemeinsam Einsam: Öffentliche Plätze, Einsamkeit und die Bedeutung ihrer Gestaltung für ältere Menschen

Zine und kritische Kartierung

Elodie Müller und Luca Reinink

Einleitung

Einsamkeit ist ein komplexes, tiefsitzendes Gefühl, das in den letzten Jahren zunehmend in den Fokus des gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurses gerückt ist. Einsamkeit ist nicht nur ein individuelles, sondern auch ein kollektives Problem (Krieger/Seewer 2022, 1) und besonders im Alter kann das Risiko steigen, an Einsamkeit zu leiden (Kaspar et al. 2023, 97). Auch in der städtebaulichen Entwicklung gelangt das Konzept altersgerechter Städte zunehmend in den Fokus (WHO 2025), wobei Auseinandersetzungen damit entstehen, wie die Gestaltung öffentlicher Räume dem Einsamkeitsempfinden älterer Menschen etwas entgegenstellen kann (AFOOT-Projektteam 2020, 2).

Das Ziel dieses Beitrags ist es, die Wechselwirkungen zwischen Einsamkeit im Alter und der Gestaltung des öffentlichen Raums zu betrachten. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auf den Möglichkeiten, die der öffentliche Raum bietet, um soziale Teilhabe und Interaktionen zu fördern, was das Wohlbefinden älterer Menschen maßgeblich beeinflussen kann. Hieraus resultiert folgende Forschungsfrage: „Wie erleben ältere Menschen Einsamkeit und wie trägt die städtebauliche Gestaltung öffentlicher Räume dazu bei, dieses Gefühl zu beeinflussen?“.

Theoretischer Rahmen

Einsamkeit im Alter

Einsamkeit wird als ein Leiden des Individuums an seiner sozialen Umwelt verstanden und äußert sich auf verschiedenen Ebenen: dem Fehlen sozialer Kontakte, der subjektiven Wahrnehmung und den daraus resultierenden emotionalen Belastungen (Petrich 2011, 11f.; Schwab 1997, 13). Soziale Einsamkeit entsteht durch mangelnde soziale Integration und geht häufig mit emotionaler Einsamkeit einher, die sich in tiefer Leere und Trauer äußert (Milius et al. 2020, 19). Einsamkeit ist eine existenzielle, individuell erlebte Erfahrung, die von vielfältigen, auch gesellschaftlichen Risikofaktoren, beeinflusst wird (Petrich 2011, 11f.; Scheffler/Potz 2024, 4f.).

Seit der Corona-Pandemie hat Einsamkeit verstärkt politische Aufmerksamkeit erhalten und bleibt eine gesamtgesellschaftliche Herausforderung (Krieger/Seewer 2022, 1). Obwohl viele Menschen im Laufe ihres Lebens Einsamkeit erleben, wird das Thema häufig tabuisiert. Gleichzeitig hält Monika Müller (2024, 13) fest, dass Einsamkeit als „Phänomen ebenso natürlich, wie es lebensnotwendig ist – es bedingt und bestimmt die menschliche Existenz“. Die gesellschaftliche Stigmatisierung hingegen kann zu Scham, Selbstablehnung und zunehmender Isolation führen (Becker 2022, 119ff.).

Zahlreiche Studien belegen den Zusammenhang zwischen erhöhter Einsamkeit und dem höheren Lebensalter (Kaspar et al. 2023, 97). Zwar kann Einsamkeit in jeder Lebensphase

auftreten, doch steigt im Alter das Risiko deutlich – vor allem durch den Verlust sozialer Kontakte (Liang et al. 2023, 15ff.). Ein zentraler Risikofaktor ist die Verwitwung, die neben schwerer Krankheit, einer der häufigsten Gründe für suizidales Verhalten im Alter ist (Petrich 2011, 18). Die Eltern-Kind-Beziehung ist durch emotionale und funktionale Unterstützung ebenfalls wichtig für das individuelle Einsamkeitserleben im Alter (Mahne/Huxhold 2017, 216). Auch außerfamiliäre Beziehungen sind wichtig, um soziale Isolation zu vermeiden. Entscheidend ist dabei weniger die Anzahl, sondern die Intensität der Beziehungen und der emotionale Austausch. Der Verlust solcher Menschen kann Einsamkeitsgefühle verstärken (Petrich 2011, 19). Ein weiterer kritischer Punkt stellt der Übergang in den Ruhezustand dar, der häufig mit dem Verlust von Kontakten, Lebenssinn und Selbstwertgefühl verbunden ist (ebd.). Abschließend ist ein verschlechterter Gesundheitszustand als besonderer Risikofaktor zu nennen und eine damit einhergehende verminderte Mobilität und Eigenständigkeit (Buecker/Neuber 2024, 1098). Einsamkeit und soziale Isolation erhöhen im hohen Alter das Risiko an chronischen Erkrankungen, Depressionen, Demenz, Apathie und Angststörungen zu erkranken (Pantel 2021, 7).

Öffentlicher Raum und Einsamkeit

Der öffentliche Raum bezeichnet jene Orte, die für die Allgemeinheit zugänglich und nutzbar sind und ist dadurch charakterisiert, dass Menschen ihn beleben, darin interagieren und diesen konstruieren (Klamt 2012, 778). Öffentliche Räume sind häufig Treffpunkte der Stadtgesellschaft, können soziale Vielfalt sichtbar machen und interkulturelle Begegnungen fördern, gleichzeitig aber auch Spannungen oder Ausgrenzung spiegeln (Berding/Selle 2018, 1642). Zu öffentlichen Räumen zählen unter anderem Plätze, Parks und Straßenräume, aber auch viele weitere Räume, die sich an der Grenze von öffentlich und nicht-öffentlich bewegen (Klamt 2012, 782).

Die World Health Organisation (WHO) verdeutlichte unlängst mit dem Projekt „Creating age-friendly cities and communities“ (2025) die Bedeutung, ältere Menschen in der Planung von Städten stärker zu berücksichtigen. Gerade der Gestaltung des öffentlichen Raums liege das Potenzial inne, das Wohlbefinden vieler älterer Menschen zu verbessern und ihre Einsamkeit zu verringern (ebd.), denn die Gestaltung öffentlicher Räume spielt eine wichtige Rolle bei der Förderung sozialer Kontakte älterer Menschen (AFOOT-Projektteam 2020, 7). Aktivitätsfördernde Angebote wie Fitnessgeräte, Lärmschutz, Schutz vor Witterung und Einrichtungen wie Toiletten, Notfalldienstkontakte und Sitzgelegenheiten sind wichtige Bestandteile des durch ältere Menschen als funktional wahrgenommen öffentlichen Stadtraums. Weitere Punkte sind Verkehrssicherheit, Begrünung, eine gute Ausstattung durch Beleuchtung, Mülleimer und Rollator-Stellplätze (ebd.). Auf die feministische Stadt(gestaltung) blickend, aber hier durch uns im Rahmen einer altersgerechteren Stadt denkend, fordert Leslie Kern (2020, 12ff.) städtische Räume so zu gestalten, dass sie die Bedürfnisse verschiedener Nutzer:innengruppen berücksichtigen, wozu sie u. a. barrierefreie Wege, vielfältige Sitzangebote, öffentliche Toiletten und eine sichere Beleuchtung zählt. Sie plädiert damit für eine Stadtgestaltung, in der öffentliche Räume inklusiver und damit auch für ältere Menschen zugänglicher gestaltet werden (ebd., 16), denn einem Gefühl von Einsamkeit kann durch die Gestaltung von Begegnungsorten und Barrierefreiheit entgegengewirkt, und Gefühle der Zugehörigkeit und sozialen Teilhabe gefördert werden (Scheffler/Potz 2024, 5). Eine barrierefreiere Gestaltung öffentlicher Räume ermöglicht es folglich älteren Menschen mit eingeschränkter Mobilität leichter an sozialen Aktivitäten teilzunehmen und kann so einer Einsamkeitsreduktion beitragen (ebd., 7ff.).

Die Place-Attachment-Theorie (Inalhan et al. 2021, 181f.) betont die individuelle Bedeutsamkeit des öffentlichen Raums durch die emotionale Bindung zwischen Menschen und physischen Orten und umfasst dabei drei Dimensionen: Die Personen-Dimension beschreibt die individuellen oder kollektiven Bedeutungszuschreibungen an einen Ort, etwa durch persönliche Erfahrungen. Die psychologische Dimension umfasst emotionale, kognitive und verhaltensbezogene Aspekte der Bindung. Die Orts-Dimension bezieht sich auf die physischen und sozialen Merkmale eines Ortes, die zur Bindung beitragen (ebd., 182). Der Verlust solcher Orte kann emotionale Reaktionen hervorrufen. Dies zeigt, dass Orte nicht nur physische Räume sind, sondern eine wichtige soziale und emotionale Funktion besitzen, die für das individuelle Wohlbefinden zentral sind (Scannell/Gifford 2010, 1).

Die Rolle sozialer Interaktionen

Soziale Interaktionen werden besonders bzgl. ihrer Bedeutung für das individuelle Wohlbefinden (Berkman et al. 2000, 844; Umberson/Montez 2010, 55) sowie den gesellschaftlichen Zusammenhalt (Abels 2020, 304) diskutiert. In urbanen Kontexten rücken insbesondere alltägliche, flüchtige und banale Begegnungen in den Fokus (Aelbrecht 2022, 63). Solche kurzen, oberflächlichen Kontakte wie ein Lächeln oder ein Gruß, können laut Gillian Sandstrom, Erica Boothby und Gus Cooney (2022, 8) sowie Gul Gunaydin, Hazal Oztekin, Deniz Hazal Karabulut und Selin Salman-Engin (2021, 1849) das Gefühl von sozialer Verbundenheit fördern und Barrieren zwischen Menschen abbauen. Werden solche Interaktionen zur Routine, können sie das individuelle Selbstbewusstsein stärken und zu „grounding interactions“ (Aelbrecht 2022, 63) werden, die als alltägliche, wiederholende Begegnungen stärkere Zugehörigkeit vermitteln und die soziale Verortung stärken können. Soziale Interaktionen können passiver sowie aktiver Natur sein. Die häufigste Form sind rein visuelle Begegnungen, das heißt das gegenseitige Sehen, Wahrnehmen und Sich-daran-Erfreuen. Zu aktiven Begegnungen zählen kurzzeitige Interaktionen, die meistens oberflächlicher verlaufen. Relevant sind aber auch längere intensivere Begegnungen, wie ein langes Gespräch mit fremden Personen (ebd., 56). In kritischen Debatten wird die Bedeutung öffentlicher Räume für soziale Interaktionen relativiert und zugleich vor einer Romantisierung dieser Räume gewarnt (Fugmann/Karow-Kluge 2019, 286). Insbesondere wird die Annahme infrage gestellt, öffentliche Räume seien Orte gleichberechtigter Teilhabe (ebd., 286). Darüber hinaus problematisieren Friederike Fugmann und Daniela Karow-Kluge (2019, 287) die Qualität flüchtiger und oberflächlicher Begegnungen, die sie als distanziert und gleichgültig charakterisieren. Demgegenüber verweisen Julie Brownlie und Simon Anderson (2017, 1235) auf die soziale Wirksamkeit alltäglicher Freundlichkeiten als Mittel gegen urbane Abstumpfung. Auch Christoph Glatz und Otto Bodi-Fernandez (2022, 83) heben die Relevanz sozialer physischer Kontakte hervor, selbst wenn diese von flüchtiger Natur bleiben.

Die Auseinandersetzung mit Einsamkeit im Alter zeigt, dass es sich um ein vielschichtiges, individuell empfundenes und zugleich gesellschaftlich bedingtes Phänomen handelt. Öffentliche Räume können in diesem Zusammenhang eine zentrale Ressource darstellen, indem sie Teilhabe ermöglichen. Die Place-Attachment-Theorie und die Bedeutung alltäglicher sozialer Interaktionen verdeutlichen, dass Orte nicht nur physische Strukturen sind, sondern emotionale Anker, die Zugehörigkeit und Stabilität im Alter fördern können. Die Verbindung dieser Perspektiven macht deutlich, wie wichtig die Gestaltung sozial zugänglicher Räume im Umgang mit Einsamkeit ist, insbesondere für ältere Menschen.

Methodik und Reflexion

Um die subjektiven Erfahrungen von Einsamkeit im Alter in Verbindung mit der Nutzung und Wahrnehmung öffentlicher Räume zu untersuchen, suchten wir gezielt nach älteren Personen und kombinierten unterschiedliche Methoden, die sowohl individuelle als auch gruppenspezifische Perspektiven erfassen sollten. Besonders Ansätze des kritischen (Dammann/Michel 2022, 9ff.) und emotionalen Kartierens (Klaus et al. 2022, 41) waren hilfreich, um diese Raumwahrnehmungen sichtbar zu machen und (kollektiv) zu reflektieren. Da im Einsamkeitsbarometer des BMFSFJ (2024, 9) die Altersgruppe ab 75 Jahren als besonders einsamkeitsgefährdet auffällt, setzten wir dieses als Mindestalter unserer Teilnehmenden voraus. Wir nahmen an, dass gerade diese Altersgruppe von einem Wegfall bestehender sozialer Kontakte betroffen sein könnte (AFOOT-Projektteam 2020, 4).

Wir kombinierten ein Mitlauf-Interview (Kusenbach 2003), welches die unterschiedlichen Wahrnehmungen und Aneignungen von Räumen in den Blick nehmen sollte (Kühl 2016, 37), mit einem emotionalen Kartieren oder Emotional Mapping (Klaus et al. 2022), bei dem insbesondere marginalisierte Gruppen ihre emotionalen Raumbezüge mit Hilfe einer Farb-Emotionslegende sichtbar machen können (ebd., 40ff.). Für das Mitlauf-Interview sollte unsere Teilnehmer:in für sie/ihn bedeutende Orte in der Stadt aussuchen und mit uns aufsuchen. Unsere Suche nach Interviewpartner:innen gestaltete sich zunächst schwierig – viele lehnten ab, was wir auf die häufige Tabuisierung von Einsamkeit im Alter zurückführten (Becker 2022, 199ff.). Unsere erste Interviewpartnerin (Marlu) konnten wir über persönliche Kontakte gewinnen. Marlu lebt zum Zeitpunkt unserer Forschung in der Landhaus Residenz Horn, wodurch sie uns als „Gatekeeperin“ (de Wit 2013, 125) Zugang zur Einrichtung ermöglichte. Über ihr Netzwerk gelang es uns, weitere Teilnehmende zu finden (ebd., 129). Für das Mitlauf-Interview mit Marlu nutzten wir einen offenen Leitfaden. Wir holten Marlu aus der Residenz ab und begleiteten sie auf ihrem Weg zur Weserpromenade; einem für sie bedeutungsvollen Ort. Das Emotional Mapping führten wir zwei Tage später durch. Zur Vorbereitung besuchten wir Residenz-nahe öffentliche Räume und machten Fotos, die wir zusammen mit Kartenausschnitten verschiedener Bremer Stadtteile zum zweiten Treffen mit Marlu mitbrachten. Die Fotos sollten öffentliche Räume in der Nähe des Lebensmittelpunktes darstellen und umfassten auch Räume, die wir im Mitlauf-Interview mit Marlu besprochen haben. Für das Emotional Mapping gestalteten wir angelehnt an Luise Klaus, Mélina Germes und Francesca Guarascio (2022, 46) eine Emotionslegende (siehe Abb. 1).

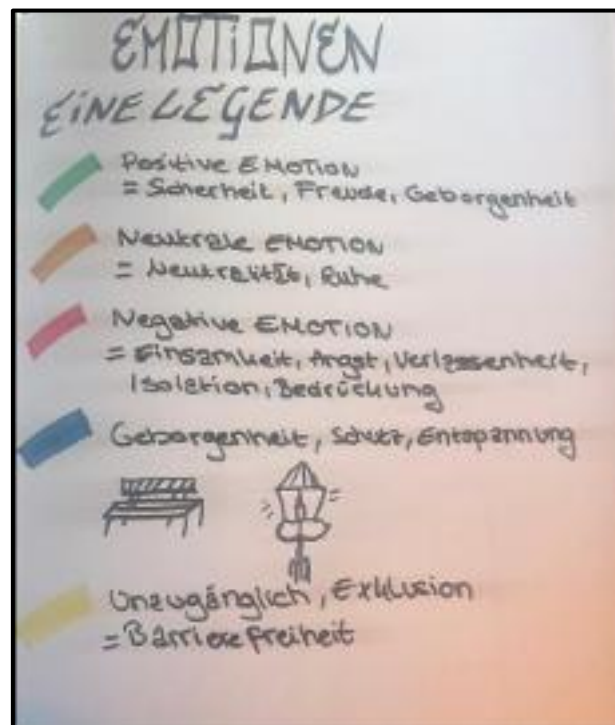


Abb. 1: Verwendete Emotionslegende basierend auf Klaus et al. (2022) (Quelle: eigene Aufnahme)

Durch Marlu ergab sich dann die Chance eines Gruppeninterviews mit sieben Bewohner:innen der Residenz. Hierdurch war es uns möglich, einen Schwerpunkt auf die „Erhebung verbaler Daten mit Gruppeninteraktion und Gruppendynamik“ (Misoch 2019, 137) zu legen, wodurch

wir nicht nur die Meinungen von Teilnehmer:innen abfragen, sondern auch geteilten und unterschiedlichen Einstellungen und tieferliegenden Gründen ihrer Einsamkeit nachgehen konnten (ebd., 167). Die Gruppenteilnehmer:innen sprachen relativ frei über das Thema Einsamkeit; eventuell auch, wie uns einige Teilnehmende erklärten, weil sie sich selber weniger betroffen fühlten. Für das Gruppeninterview nutzen wir einen halbstrukturierten Leitfaden, der nach dem Empfinden von Einsamkeit, möglichen Umgangsformen und Maßnahmen mit Einsamkeit und emotionalen Aspekten öffentlicher Räume fragte. Hierauf folgte ein individuelles Emotional Mapping und eine abschließende Gruppendiskussion. Mithilfe vorbereiteter Kartengrundlagen und Fotos stellten die Teilnehmenden ihre Gefühle im öffentlichen Stadtraum visuell dar. In der Diskussion erläuterten und vertieften sie ihre Karten. Die Daten werteten wir im Sinne der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2022) aus.

Sowohl Marlu als auch die Teilnehmenden im Gruppeninterview berichteten, kaum persönliche Erfahrungen mit Einsamkeit gemacht zu haben. Dies warf bei uns die Frage auf, wie ein Zugang zu tatsächlich einsamen Menschen hergestellt werden kann. Alle Befragten lebten zum Zeitpunkt unserer Forschung in der Stiftungsresidenz Landhaus Horn – einer Einrichtung mit zahlreichen Angeboten zur sozialen Teilhabe. „Einsam müsste hier eigentlich niemand sein“, meinte somit Marlu im Mitlauf-Interview. Gleichzeitig blieben Personen, die im hohen Alter allein und ohne solche Strukturen leben, in unserer Untersuchung unberücksichtigt. Einzelne Teilnehmende im Gruppeninterview wiesen jedoch darauf hin, dass es durchaus einsame Personen in der Residenz gebe. Insgesamt wurde Einsamkeit als negativ und teilweise tabuisiert dargestellt und empfunden. Jedoch fragten wir uns, ob Teilnehmende aus sozialem Druck heraus mögliche eigene Erfahrungen und Gefühle der Einsamkeit un/bewusst zurückhielten (Vogl 2014, 582). So hatten wir den Eindruck, dass ein Interview bzw. eine Diskussion in der Gruppe Austausch und kollektive Reflexion fördern können, jedoch auch dazu führen können, dass sensible Themen nicht offen angesprochen werden (ebd.). Ein anonymen Fragebogen im Vorfeld hätte hier womöglich differenziertere Einblicke ermöglicht.

Auch das Emotional Mapping gestaltete sich als herausfordernd. Einige Teilnehmer:innen fühlten sich von der Aufgabe zunächst überfordert. Es war hilfreich, dass im Vorhinein bereits einige Orte auf der Karte eingezeichnet waren (siehe Abb. 2). Diese Orte befinden sich in der Nähe der Landhausresidenz und wurden durch uns ausgesucht, da wir annahmen, dass die Bewohnenden diese gut erreichen können. Dies lesen wir als Hinweis auf die Bedeutung visuelle Methoden in der Forschung mit älteren Personen anzupassen und zu begleiten, um aussagekräftige Ergebnisse zu ermöglichen (Klaus et al. 2022, 41).

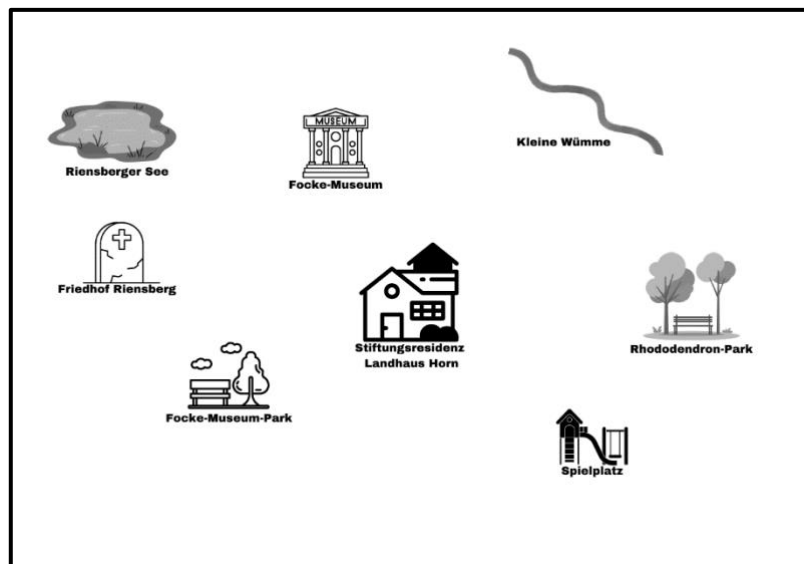


Abb. 2: Kartengrundlage für das Emotional Mapping (Quelle: eigene Aufnahme)

Ergebnisse

Entstanden sind eine kritische Kartierung (siehe Abb. 3) und ein Zine (siehe Abb. 4 und 5); gut geeignete Formate, um die subjektiven Wahrnehmungen, Emotionen und Erfahrungen unserer Teilnehmer:innen zu visualisieren (Küttel/Peterson 2023).

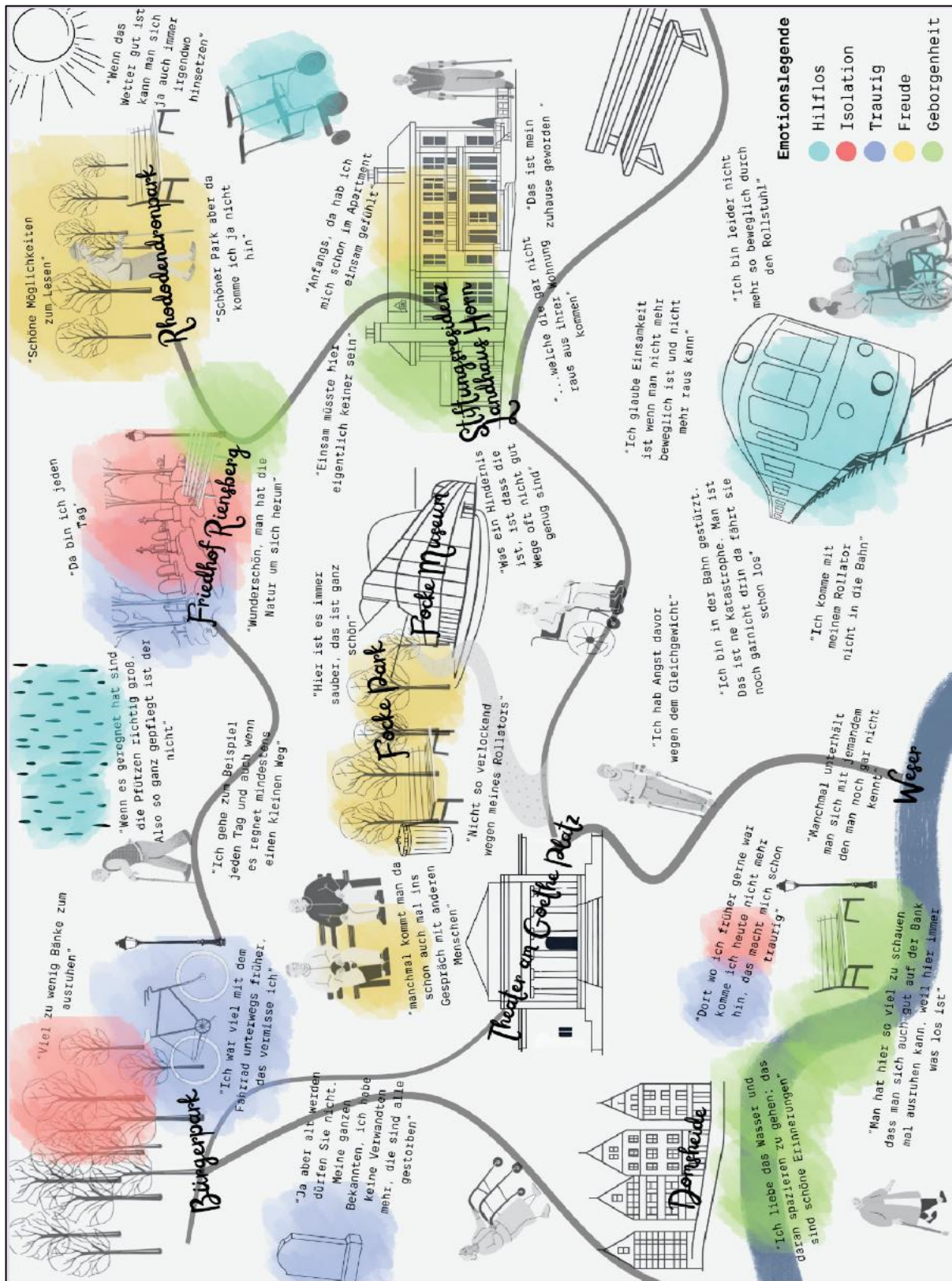


Abb. 3: Kritische Kartierung zum Thema Mobilitätsradius (Quelle: eigene Aufnahme)

Erfahrungen mit Einsamkeit

Marlu sprach in ihrem Interview vor allem über ihre Erfahrungen mit Einsamkeit nach dem Tod ihres Ehepartners sowie durch den Verlust von sozialen Kontakten. Marlu wandte sich mit den mahnenden Worten „aber alt werden dürfen Sie nicht“ an uns, da gerade im Alter „meine ganzen Bekannten gestorben“ seien. Beim Einzug in die Residenz fühlte sie sich daher zunächst einsam, entschied sich jedoch bewusst, aktiv dagegen vorzugehen: „Ich hab gedacht ‚Geh raus. Das ist das Beste, was du machen kannst‘“.

Die Gruppendiskussion zeigte, dass Einsamkeit individuell wahrgenommen wird und von aktuellen persönlichen Lebensumständen abhängt. Alle Befragten gaben an, selbst kaum Einsamkeit zu kennen, was sie häufig auf ihre sozialen Kontakte, ihre persönlichen Einstellungen und Perspektiven auf ihre Leben oder den Umzug in die Residenz zurückführten. Die Befragten nahmen jedoch in ihrem Umfeld Menschen wahr, die einsam wirkten – vor allem diejenigen, so einige Teilnehmende, die selten die Wohnung verließen und wenig Kontakt zur Gemeinschaft haben würden. In der Diskussion wurden zudem verschiedene Risikofaktoren thematisiert, die Einsamkeit begünstigen können, unter anderem sprachen Teilnehmende konfliktvolle Familienverhältnisse, den Gesundheitszustand und das Alleinleben an. Besonders die körperliche Mobilität erschwere zudem das Aufsuchen öffentlicher Räume, „weil die körperlichen Dinge schwieriger wurden und je weniger ich dann rausgekommen wäre, desto größer ist auch die Gefahr einsam zu werden“, so ein Teilnehmer.

Strategien gegen Einsamkeit

Eine zentrale Strategie, so Marlu, mit der sie ihrer Einsamkeit begegne, bestünde in der regelmäßigen Nutzung des öffentlichen Raums, insbesondere durch tägliche Spaziergänge. Diese sah sie als wichtige alltägliche und strukturierende Beschäftigung an sowie als zentrale Maßnahme zur Aufrechterhaltung ihrer Mobilität. Darüber hinaus suche sie gezielt soziale Teilhabe und zwischenmenschlichen Kontakt auf, wobei sie im Interview den Stellenwert von Austausch und gemeinschaftlichen Aktivitäten innerhalb wie auch außerhalb der Residenz hervorhob. Als förderlich beschrieb Marlu ihre Offenheit gegenüber anderen Menschen – auch jüngeren Generationen – sowie ihre körperliche Fitness, die es ihr ermögliche, sich eigenständig und ohne Gehhilfe zu bewegen. Gleichzeitig verwies sie aber auf die Notwendigkeit aktiver Bemühungen zur Vermeidung von Einsamkeit. „Man muss ja was dafür machen, dass man nicht einsam ist, und das können nicht alle“, erklärte Marlu.

In der Gruppendiskussion zeigt sich, dass viele der Teilnehmenden die Angebote der Residenz nutzen. „Man kann eigentlich jeden Tag runter gehen und die Angebote nutzen“. „Ich finde es immer schön wenn die Spielerunden bei uns stattfinden. Da findet man ja auch Kontakt oder Abwechslung“. Dies scheint ein wichtiger Aspekt gegen Einsamkeit und für soziale Teilhabe zu sein.

Öffentliche Räume gegen Einsamkeit

Die Weserpromenade ist für Marlu ein emotional bedeutsamer Ort. So erklärte Marlu, dass sie „das Wasser und daran spazieren zu gehen“ liebe, was in ihr „eine schöne Erinnerung“ hervorrufe, da sie und ihr verstorbener Ehepartner „früher ein Segelboot hatten“, was sie auf ihren täglichen Spaziergängen „schon erfreut“. Sie genieße es, Menschen zu beobachten oder spontane Interaktionen zu erleben, und beschrieb Situationen, in denen „sich jemand dazusetzt und dann kommt man ins Gespräch“. Es seien diese kleinen Interaktionen, die Marlu

erfreuen, denn „dann ist man ja nicht mehr einsam, wenn so viele Menschen vorbeikommen und der eine sagt mal ‚Guten Tag‘“. Die Ausstattung der Weserpromenade mit zahlreichen Bänken ermögliche es ihr zudem sich jederzeit hinzusetzen und sich auszuruhen und gleichzeitig im öffentlichen Raum zu sein und diesen zu genießen; ein zentraler Aspekt für viele ältere Menschen (siehe Abb. 4).

In der Gruppendiskussion wurden öffentliche Räume auch als zentrale Orte sozialer Teilhabe beschrieben, die viele der Teilnehmenden regelmäßig aufsuchen. Spaziergänge – teils selbst bei widrigen Witterungsbedingungen – wurden dabei sowohl als alltägliche Praxis als auch als Anlass für soziale Interaktionen hervorgehoben, etwa durch das gemeinsame Gehen mit anderen Bewohnenden der Residenz oder spontane Gespräche mit anderen. Besonders betont wurde die Bedeutung nahegelegener Parks. Für eine Person war auch der Friedhof von Bedeutung, da dort die verstorbene Ehefrau beigesetzt sei; ein städtischer Raum, der gerade im Alter als Ort der Erinnerung und des Erinnerns an Bedeutung zunehmen kann (Pape 2021, 81ff.).



Abb. 4: Ausschnitt aus dem Zine zum Thema Gestaltung des öffentlichen Stadtraums (Quelle: eigene Aufnahme)

Barrieren und Herausforderungen beim Aufsuchen öffentlicher Räume

Grundlegend zeigen die Erhebungen, dass für die meisten der Teilnehmenden die eigene Mobilität und die Zugänglichkeit der öffentlichen Räume eine (erhebliche) Hürde darstellen kann. Dies zeigt sich in den verschiedenen Zitaten, die im Zine (siehe Abb. 5) abgebildet sind.

Marlu erzählte uns auch, dass sie ihre Mobilität veränderte. „Ich hab 2023 mein Auto und mein Fahrrad 2022 im Winter abgegeben. Da ist man nicht mehr so mobil.“. Die Fortbewegung mit Bus und Bahn bereite ihr wenige Probleme, solange sie noch ohne Rollator unterwegs sein kann, so Marlu. Jedoch betonte sie, dass sie einige Parks und Wege entlang der Weser als uneben empfinde, wodurch sich ihre Nutzung dieser öffentlichen Orte erschwere. Auch die teils schlechte Beleuchtung von Wegen führe dazu, dass sie sich an einigen öffentlichen Orten unsicher fühle: „wenn es dunkel ist habe ich immer das Gefühl über irgendeinen Bordstein zu fallen.“; „wenn es mal geregnet hat sind die Pfützen richtig groß (...) gepflegt ist es da nicht“. Daher werden diese Orte von ihr nur bei guten Bedingungen aufgesucht.

Die Gruppendiskussion rückte insbesondere unsichere Wegführungen sowie Schwierigkeiten bei der Nutzung der Straßenbahn in den Fokus. Eine Teilnehmerin berichtete

von einem kürzlich erlittenen Sturz in der Bahn, während eine andere die Belastung des Umsteigens im hohen Alter hervorhob. Sie berichtete, dass sie „in die Straßenbahn steigen und umsteigen“ müsse, „aber bitte nicht in meinem Alter“. Auch Teilnehmende, die auf Hilfsmittel wie Rollator oder Rollstuhl angewiesen sind, schilderten wiederkehrende Barrieren, welche ihre Mobilität und damit die Nutzung öffentlicher Räume erheblich einschränke. So erklärte ein Teilnehmer, dass „der Fockepark für mich nicht so verlockend wegen meines Rollators“ sei, denn da sei es „einfach zu huckelig“, was für ihn „ein Hindernis“ sei und „dass die Wege oft nicht gut genug sind.“. „Was nützen einem schöne Plätze, wenn man da nicht hinkommt.“ Hier wurde für uns sichtbar, wie wichtig die gute Erreichbarkeit zentraler öffentlicher (grüner) Orte in der Stadt ist, da diese durch die Mehrheit der Teilnehmenden als einsamkeitsreduzierend beschrieben wurden. Gleichzeitig war es den meisten der Teilnehmenden nicht oder nur eingeschränkt möglich ihre gerne besuchten Orte aufzusuchen.

Dieser Eindruck verstärkte sich durch das Emotional Mapping im Gruppeninterview. Die Residenz wurde von den meisten Teilnehmenden als ein Ort der Freude und Geborgenheit eingezeichnet. Eine Person notierte den Satz „Hier fühle ich mich Zuhause“. Die öffentlichen Parks wurden mit „Ruhe“ und „Abwechslung“ beschriftet, allerdings auch mit „Umbau nötig“, was durch die Teilnehmenden mit dem schlechten Gehwegbelag oder fehlenden Bänke zu tun hatte. Eine Person beschriftete den nahegelegenen Rhododendronpark mit dem Wort „Kinder“ und erläuterte, dass hier oft Kinder spielen würden und er es schön fände, in deren Gesellschaft zu sein. Oftmals wurden die vorgegebenen Orte mit Gefühlen der Geborgenheit, Ruhe und Freude markiert. Beim Emotional Mapping wurden überwiegend positive Emotionen markiert. Daher nahmen wir an, dass die Teilnehmenden einen leichteren Zugang zu ihren positiven Emotionen hatten. Einige Orte fanden bei den Teilnehmenden keine Berücksichtigung wie zum Beispiel die Kleine Wümme oder das Focke-Museum, wobei der individuell sehr unterschiedliche Mobilitätsradius eine Rolle spielen könnte.



Abb. 5: Ausschnitt aus dem Zine zum Thema Barrierefreiheit (Quelle: eigene Aufnahme)

Diskussion und Fazit

Die Ergebnisse zeigen, dass Einsamkeit individuell wahrgenommen wird und stark von persönlichen Lebensumständen abhängt. Zwar wurde Einsamkeit von unseren Teilnehmer:innen als gesellschaftliche Herausforderung anerkannt, allerdings selten auf die eigene Lebensrealität bezogen. Dies spiegelt sich in den Aussagen von Nora Becker (2022) wider, dass Einsamkeit oftmals ein tabuisiertes Thema ist, wodurch die eigene Betroffenheit

un/bewusst unterschätzt werden kann. Grundsätzlich ist festzuhalten, dass viele der Teilnehmenden ein stützendes soziales Umfeld haben und mit dem Umzug in die Residenz einen Risikofaktor der Einsamkeit umgangen haben könnten. Eine weitere zentrale Erkenntnis ist, dass das Einsamkeitsrisiko insbesondere im hohen Alter an den Verlust sozialer Kontakte oder die Verwitung gekoppelt ist (Petrich 2011, 18). Zudem ist der verschlechterte Gesundheitszustand im Alter als Risikofaktor zu nennen sowie die damit einhergehende geringere Mobilität und Eigenständigkeit (ebd.). Letztere kann durch eine gesundheitliche Verschlechterung der körperlichen Funktionen eingeschränkt werden. Gleichzeitig birgt der öffentliche Nahverkehr eine steigende Barriere, besonders die Stadtbahnen wurden hier negativ bewertet. Durch das Aufsuchen öffentlicher Räume, kann das individuelle Einsamkeitsempfinden jedoch minimiert werden. Dies geschieht besonders durch soziale Interaktionen sowie durch die Teilhabe in belebten Räumen. Die Gestaltung ist dabei insofern relevant, als dass sie Begegnungsorte durch altersgerechte Aufenthaltsmöglichkeiten überhaupt möglich macht.

Marlus Erzählungen stehen allerdings in Kontrast zu kritischen Stimmen, die vor einer Romantisierung des öffentlichen Raums warnen und diesen aufgrund distanzierter und gleichgültiger Begegnungen problematisieren (Fugmann/Karow-Kluge 2019, 286). Auch wenn Marlu Begegnungen mit unbekanntem Personen als banale Interaktionen und Kontakte definiert werden können (Aelbrecht 2022, 11), scheinen diese Begegnungen für Marlu durchaus von Bedeutung zu sein. So beschrieb Marlu, wie sie sich an dieser Art des Austauschs erfreue und diese Begegnungen sie dazu brächten, den öffentlichen Raum verstärkt aufzusuchen und somit ihr öffentliche Dasein und Anwesend-Sein zu genießen. Soziale Interaktionen unterschiedlicher Art und Intensität erscheinen damit als ein zentrales Moment zur Verringerung von Einsamkeit zu sein, was die Befunde jener Theorien bestätigt, die auch oberflächlichen Kontakten eine bedeutsame Wirkung zuschreiben (z. B. Sandstrom et al. 2022, 8). Darüber hinaus wiesen Teilnehmer:innen auch bestimmten Orten des städtischen Alltags (Friedhof, Weserlauf) besondere emotionale Verbindungen zu (Inalhan et al. 2021).

Nicht allein das Vorhandensein öffentlicher Räume ist entscheidend, sondern auch deren Gestaltung und Zugänglichkeit. Eine inklusive Gestaltung öffentlicher Räume fördert die Zugänglichkeit und damit auch die Teilhabe marginalisierter Gruppen. Die häufig eingeschränkte körperliche Mobilität ist für viele ältere Menschen ein zentraler Risikofaktor. Besonders die Aussagen aus der Gruppendiskussion zeigen, dass Menschen, die nicht mehr regelmäßig das Haus verlassen können, ein erhöhtes Risiko haben, sich einsam zu fühlen. Die Herausforderungen der Befragten bezüglich ihrer Mobilität verdeutlichen, dass physische Barrieren die Teilnahme an sozialen Aktivitäten einschränken (Stete/Wotha 2024, 884). Im hohen Alter sinkt für viele der Mobilitätsradius, was dazu führt, dass vertraute Orte schwerer oder nicht mehr zu erreichen sind. Dies kann zu Trauer führen und ein Gefühl von Verlust verstärken. Auf unserem Poster (siehe Abb. 5) wird auch deutlich, wie unterschiedlich der Mobilitätsradius älterer Menschen sein kann, welche Erfahrungen und Emotionen die Befragten mit öffentlichen Räumen in ihrer Nähe verbinden und mit welchen Barrieren und Herausforderungen sie sich konfrontiert sehen. Wir möchten an dieser Stelle mit dem Appell verbleiben, dass viele Risikofaktoren für Einsamkeit im Alter durch die gezielte Förderung öffentlicher Räume minimiert werden können. So wird auch eine (alters)gerechtere Stadt geschaffen.

Literaturverzeichnis

Abels, Heinz (2020): Interaktionssysteme, Kommunikation, wechselseitige Wahrnehmung (Niklas Luhmann). In: Abels, Heinz (Hrsg.): Soziale Interaktion. Wiesbaden: Springer, 303-326.

Aelbrecht, Patricia (2022): The Sociality and Spatiality of Social Encounters Among Strangers. In: Aelbrecht, Patricia (Hrsg.): Fourth Places. Cham: Springer, 53-102.

AFOOT-Projektteam (2020): Soziale Treffpunkte für eine alternsgerechte Nachbarschaft. Verfügbar unter: https://www.aequipa.de/fileadmin/aequipa/04_Soziale_Treffpunkte.pdf (Zugriff am 23.09.2025).

Becker, Nora (2024): Einsamkeit als Tabubruch. Zwischen (Selbst-)Ablehnung und ermutigenden Facetten von Einsamkeit. In: Kießig, Sebastian und Möde, Erwin (Hrsg.): Einsamkeit im Alter: Facetten, Konzeptionen und Praxisfelder. Freiburg: Herder, 103-126.

Berding, Ulrich und Selle, Klaus (2018): Öffentlicher Raum. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hrsg.): Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung. Ausgabe 2018. Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung, 1639-1653.

Berkman, Lisa F.; Glass, Thomas; Brissette, Ian und Seeman, Teresa E. (2000): From social integration to health: Durkheim in the new millennium. In: *Social Science & Medicine* 51(6), 843-857. [https://doi.org/10.1016/s0277-9536\(00\)00065-4](https://doi.org/10.1016/s0277-9536(00)00065-4)

BMFSFJ (2024): Einsamkeitsbarometer 2024. Langzeitentwicklung von Einsamkeit in Deutschland. Verfügbar unter: <https://www.bmbfsfj.bund.de/bmbfsfj/service/publikationen/einsamkeitsbarometer-2024-237576> (Zugriff am 23.09.2025).

Brownlie, Julie und Anderson, Simon (2017): Thinking Sociologically About Kindness: Puncturing the Blasé in the Ordinary City. In: *Sociology* 51(6), 1222-1238. <https://doi.org/10.1177/0038038516661266>

Buecker, Susanne und Neuber, Anne (2024): Einsamkeit als Gesundheitsrisiko: Eine narrative Übersichtsarbeit. In: *Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz* 67(10), 1095-1102. <https://doi.org/10.1007/s00103-024-03939-w>

Dammann, Finn und Michel, Boris (2022): Handbuch Kritisches Kartieren. Bielefeld: transcript.

De Wit, Cary W. (2013): Interviewing for Sense of Place. In: *Journal of Cultural Geography* 30(1), 120-144. <https://doi.org/10.1080/08873631.2012.745979>

Fugmann, Friederike und Karow-Kluge, Daniela (2019): Öffentliche Räume als Begegnungsorte in stadtgesellschaftlich vielfältigen Quartieren. In: Altröck, Uwe; Kurth, Detlef; Kunze, Ronald; Schmidt, Holger und Schmitt, Gisela (Hrsg.): Programmatik der Stadterneuerung. Wiesbaden: Springer, 285-307.

Glatz, Christoph und Bodi-Fernandez, Otto (2022): Soziale Kontakte und Wohlbefinden zu Beginn der Corona-Krise 2020. In: Aschauer, Wolfgang; Glatz, Christoph und Prandner, Dimitri (Hrsg.): Die österreichische Gesellschaft während der Corona-Pandemie. Wiesbaden: Springer, 69-87.

Gunaydin, Gul; Oztekin, Hazal; Karabulut, Deniz Hazal und Salman-Engin, Selin (2021): Minimal Social Interactions with Strangers Predict Greater Subjective Well-Being. In: *Journal of Happiness Studies* 22(4), 1839-1853. <https://doi.org/10.1007/s10902-020-00298-6>

Inalhan, Goksenin; Yang, Eunhwa und Weber, Clara (2021): Place Attachment Theory. In: Appel-Meulenbroek, Rianne und Danivska, Vitalija (Hrsg.): A Handbook of Theories on Designing Alignment between People and the Office Environment. London: Routledge, 181-194.

Kaspar, Roman; Wenner, Judith und Tesch-Römer, Clemens (2023): Einsamkeit in der Hochaltrigkeit. In: Kaspar, Roman; Simonson, Julia; Tesch-Römer, Clemens; Wagner, Michael und Zank, Susanne (Hrsg.): Hohes Alter in Deutschland, Bd. 8. Berlin, Heidelberg: Springer, 89-118.

Kern, Leslie (Hrsg.) (2020): Feminist City. Claiming Space in a Man-made world. London/New York: Verso.

Klamt, Martin (2012): Öffentliche Räume. In: Eckardt, Frank (Hrsg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 775-804.

Klaus, Luise; Germes, Mélina und Guarascio, Francesca (2022): Emotional Mapping und partizipatives Kartieren – ungehörte Stimmen sichtbar machen. In: Dammann, Finn und Michel, Boris (Hrsg.): Handbuch Kritisches Kartieren. Bielefeld: transcript, 37-54.

Krieger, Tobias und Seewer, Noëmi (2022): Einsamkeit. 1. Auflage. Göttingen: Hogrefe (Fortschritte der Psychotherapie, Band 85). Verfügbar unter: <https://elibrary.hogrefe.com/book/10.1026/03172-000> (Zugriff am 23.09.2025).

Kühl, Jana (2016): Walking Interviews als Methode zur Erhebung alltäglicher Raumproduktionen. In: Europa Regional 23(2), 35-46. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-51685-8>

Küttel, Nora und Peterson, Melike (2023): Schneiden, Kleben, Reflektieren: Zines und das Erstellen reflexiver (Forschungs-)Räume. In: Singer, Katrin; Schmidt, Katharina und Neuburger, Martina (Hrsg.): Artographies – Kreativ-künstlerische Zugänge zu einer machtkritischen Raumforschung. Bielefeld: transcript, 55-67.

Liang, Chih-Kuang; Chu, Che-Sheng und Chen, Liang-Kung (2023): Impacts of loneliness and social isolation on healthy longevity in older adults. In: Hajek, André; Riedel-Heller, Steffi G. und König, Hans-Helmut (Hrsg.): Loneliness and Social Isolation in Old Age. London: Routledge, 15-25.

Mahne, Katharina und Huxhold, Oliver (2017): Nähe auf Distanz: Bleiben die Beziehungen zwischen älteren Eltern und ihren erwachsenen Kindern trotz wachsender Wohnentfernungen gut? In: Mahne, Katharina; Wolff, Julia Katharina; Simonson, Julia und Tesch-Römer, Clemens (Hrsg.): Altern im Wandel. Wiesbaden: Springer, 215-230.

Mayring, Philipp (Hrsg.) (2022): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 13., überarbeitete Auflage. Weinheim, Basel: Beltz.

Milius, Sabine; Grünenfelder, Andrea und Pfister Lipp, Eliane (2020): Soziale Einsamkeit im Alter Erkennen, vorbeugen und lindern. Verfügbar unter: <https://www.walder-stiftung.ch/wp-content/uploads/2021/06/2106-resultat-korr-projekt-soziale-einsamkeit-abschlussbericht-azh-2019-2020-mit-anhang.pdf> (Zugriff am 23.09.2025).

Misoch, Sabina (2019): 5. Qualitative Gruppeninterviewverfahren. In: Misoch, Sabina (Hrsg.): Qualitative Interviews. Oldenburg: De Gruyter, 137-168.

Müller, Monika (2024): Gedanken zur Einsamkeit. In: Leitfaden - Fachmagazin für Krisen, Leid und Trauer 13(3), 13-16. <https://www.vandenhoeck-ruprecht->

verlage.com/media/pdf/d4/6a/23/9783647806280_sample.pdf?srsId=AfmBOoo4nZgPGEo21Wj4fedhK_OP6evV1MuxmOik6-31CZVz5yzzmiK1

Pantel, Johannes (2021): Gesundheitliche Risiken von Einsamkeit und sozialer Isolation im Alter. In: *Geriatrie-Report* 16(1), 6-8. <https://doi.org/10.1007/s42090-020-1225-0>

Pape, Judith (2021): Friedhöfe als Orte familialer Fürsorge. Performanz von Geschlecht, Alter und Verwandtschaft in der Sorge für Lebende und Tote. In: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 13(2), 80-95. <https://doi.org/10.3224/gender.v13i2.06>

Petrich, Dorothea (2011): Einsamkeit im Alter. Notwendigkeit und (ungenutzte) Möglichkeiten Sozialer Arbeit mit allein lebenden alten Menschen in unserer Gesellschaft. In: *Jenaer Schriften zur Sozialwissenschaft* 4(6), 1-93. https://www.sw.eah-jena.de/dat/publikationen/Schriftenreihe_6_Einsamkeit_im_Alter.pdf

Sandstrom, Gillian M.; Boothby, Erica J. und Cooney, Gus (2022): Talking to strangers: A week-long intervention reduces psychological barriers to social connection. In: *Journal of Experimental Social Psychology* 102. <https://doi.org/10.1016/j.jesp.2022.104356>

Scannell, Leila und Gifford, Robert (2010): Defining place attachment: A tripartite organizing framework. In: *Journal of Environmental Psychology* 30(1), 1-10. <https://doi.org/10.1016/j.jenvp.2009.09.006>

Scheffler, Nils und Potz, Petra (2024): Anforderungen und Qualitäten - Einsamkeitsrelevante Infrastrukturen im Quartier. Arbeitspapier, AG Gebaute Umwelt, Einsamkeit. Neue Anforderungen an lebendige Quartiere. Wüstenrot Stiftung. <https://doi.org/10.13140/RG.2.2.27414.36162>

Schwab, Reinhold (Hrsg.) (1997): *Einsamkeit. Grundlagen für die klinisch-psychologische Diagnostik und Intervention*. 1. Auflage. Bern: Huber.

Stete, Gisela und Wotha, Brigitte (2024): Mobilität älterer Menschen im öffentlichen Raum unter Gendergesichtspunkten. In: *Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz* 67(8), 884-889. <https://doi.org/10.1007/s00103-024-03928-z>

Umberson, Debra und Montez, Jennifer Karas (2010): Social relationships and health: a flashpoint for health policy. In: *Journal of Health and Social Behavior* 51(1), 54-66. <https://doi.org/10.1177/0022146510383501>

Vogl, Susanne (2014): Gruppendiskussion. In: Baur, Nina und Blasius, Jörg (Hrsg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer, 581-586.

WHO (2025): *Creating age-friendly cities and communities*. Verfügbar unter: <https://www.who.int/activities/creating-age-friendly-cities-and-communities> (Zugriff am 17.02.2025).

Ich muss pissen! Feministische Kartierungen öffentlicher Toiletten und den Dimensionen ihrer Intimität

Berit Jagels

Einleitung

„Ich muss pissen!“ sind Worte, die ich im Alltag oft in Gedanken zu mir selbst sage. Gerade im öffentlichen Raum hat dieser Satz jedoch eine besondere Bedeutung, da Fragen nach Verfügbarkeit, Zugang und Nutzbarkeit von öffentlichen Toiletten unmittelbar an strukturelle Ungleichheiten gebunden sind und diese gleichzeitig materialisieren. Im Mittelpunkt meines Beitrags steht eine Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifischen Wahrnehmungen von und persönlichen Erfahrungen mit öffentlichen Toiletten. Hierbei analysiere ich einige der Verflechtungen von Emotionen, Raum und Macht, um Ansatzpunkte für die Gestaltung inklusiver öffentlicher Räume zu identifizieren. Die Forschungsfrage lautete wie folgt: „Wie hängen meine Emotionen mit den vergeschlechtlichen Materialisierungen von Machtverhältnissen in öffentlichen Toiletten zusammen?“

Mein Beitrag betrachtet durch eine autoethnographische Herangehensweise, wie ich öffentlichen Toiletten in Bremen begegne und welche Gefühle ich dabei empfinde. Hierbei habe ich kreative feministische Kartierungen erstellt. Ich habe diesen kreativ-künstlerischen Zugang gewählt, um meine sinnlichen und verkörperten Erfahrungen sichtbar zu machen, die in etablierteren Forschungsansätzen oft marginalisiert bleiben (Michel/Gryl, 2021, 29). Kritische Kartierungen eignen sich insbesondere, da sie subjektive Raumwahrnehmungen sowie emotionale Raum(auf)ladungen nicht nur dokumentieren, sondern sichtbar machen können (Gryl et al. 2022, 224). So konnte ich auch untersuchen, wie vergeschlechtliche Machtverhältnisse meine Wahrnehmungen beeinflusst haben und wie diese persönlichen Gefühlswelten mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen verflochten sind.

Öffentliche Toiletten bilden in der kritischen Stadtforschung weiterhin einen eher marginalisierten Forschungsgegenstand, was unter anderem auf gesellschaftliche Tabus und Schamgefühle zurückgeführt werden kann (klo:lektiv 2020, 2) und eine Abwertung des Themas als unwissenschaftlich zur Folge hat (ebd.). Während im deutschsprachigen Raum kritische Auseinandersetzungen erst entstehen, zeigt sich im englischsprachigen Kontext wachsendes Interesse: So widmet unter anderem Leslie Kern (2020) in *Feminist City* dem Thema ein Kapitel und Lezlie Lowe (2018) in *No Place to Go* gar ein ganzes Buch. Im deutschsprachigen Raum arbeiten unter anderem die Autor:innenkollektive *Klo:lektiv* und *Rosa Loo* an einer interdisziplinären Enttabuisierung des Themas durch Beiträge wie *InKlo*sion in der Architektur* (2023). Weitere theoretische Impulse liefern Lena Eckerts (2015) foucaultsche Perspektive auf Toiletten als kompensatorische Heterotopien und Eva Brauers (2020) Analyse vergeschlechtlichter Raumpraktiken anhand von Bourdieus Habitus-Konzept.

Theoretischer Rahmen

Öffentliche Toiletten sind mehr als Orte zur Befriedigung körperlicher Bedürfnisse, denn sie erfüllen eine Vielfalt unterschiedlicher Funktionen in unserer Gesellschaft und wirken sich maßgeblich auf Themen wie Teilhabe, Mobilität, Aufenthaltsqualität und Gleichberechtigung im Stadtraum aus (Rosa Loo 2023). Dennoch stellen öffentliche Toiletten für viele Menschen ein Dilemma dar, da sie auch widersprüchliche und inkongruente Situationen hervorrufen können und Menschen in der Notdurft unterschiedliche Bedürfnisse haben. Um den Raum

„öffentliche Toilette“ analysieren zu können, habe ich einen raumsensiblen sozialwissenschaftlichen Rahmen gewählt, der die Zusammenhänge aus gesellschaftlichen, emotionalen und verkörperten Praktiken sowie Dynamiken der Raumproduktion in den Blick nehmen soll. Diese Verwobenheiten werden am Beispiel öffentlicher Toiletten besonders sichtbar: Erfahrungen und Erzählungen verweben sich hier mit (m)einem erlernten Habitus, welcher vor allem in persönlichen, aber auch gesellschaftlichen Vorstellungen stark von unterschiedlichen Emotionen geprägt sein kann.

Henri Lefebvres (2018) Raumtheorie beschreibt zwei ineinandergreifenden Dreieiten (Gottdiener 2002, 23): Raum wird einerseits erfahren, erdacht und gelebt, und andererseits als räumliche Praxis, Repräsentation des Raumes und Raum der Repräsentation verstanden. So wird Raum als historisch und gesellschaftlich geformt betont (siehe Abb. 1). Dabei wird des weiteren zwischen abstraktem Raum – geprägt durch Wissen und Macht – und sozialem Raum – aus gelebter Praxis hervorgehend – unterschieden (siehe Abb. 2). Beide Raumtypen umfassen Wahrnehmungen, Vorstellungen und Handlungen (ebd.). Im Falle öffentlicher Toiletten betont diese Mehrdimensionalität, dass diese Räume der Notdurft sozial produziert als auch in übergeordnete Machtverhältnisse eingebettet sind. Symbolische Bedeutungen, alltägliche Nutzungen und körperliche Erfahrungen überlagern sich hier und verkörpern gesellschaftliche Normen.

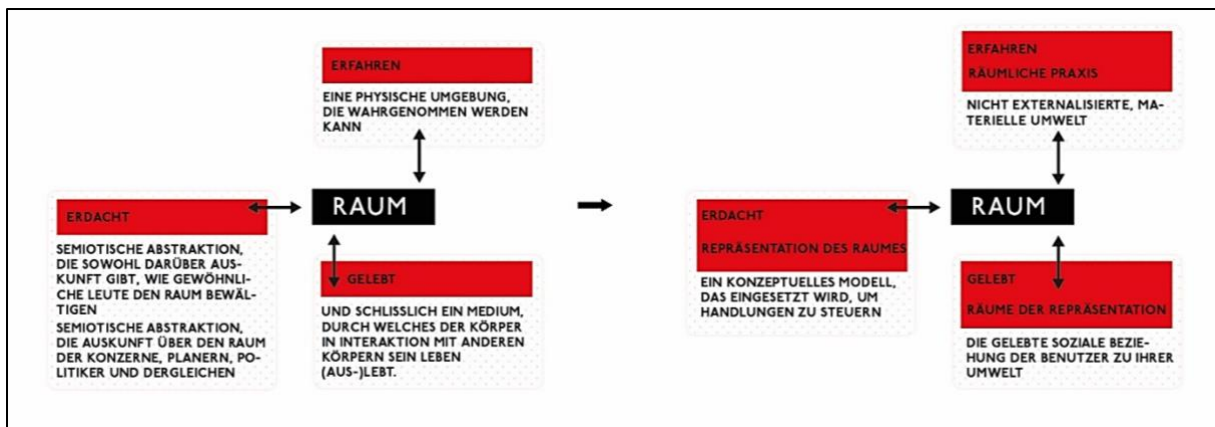


Abb. 1: Henri Lefebvres Raumtheorie basierend auf Mark Gottdiener (2002) (Quelle: eigene Darstellung)

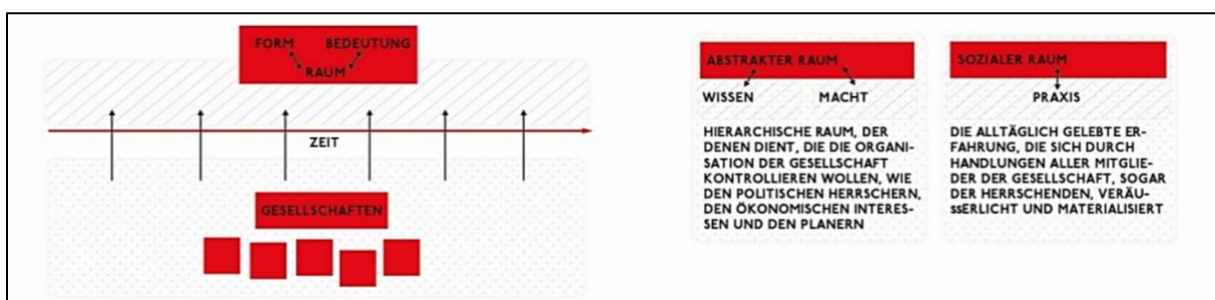


Abb. 2: Henri Lefebvres Raumtheorie basierend auf Mark Gottdiener (2002) (Quelle: eigene Darstellung)

Einflussfaktoren auf Raum kombinieren

Um die wechselseitige (Re-)Produktion von Raum tiefer zu begreifen, verwendet dieser Beitrag zudem Pierre Bourdieus (1999) Begriff des Habitus, da dieser eine Untersuchung sozialer Praktiken und Strukturen ermöglicht. So lassen sich u. a. die Einflussfaktoren Geschlecht, Macht und Emotion, die für mein Forschungsthema von zentraler Bedeutung sind, einordnen und in Beziehung setzen.

räumlichen Praxis wirken Emotionen sowohl auf das Raumerleben als auch auf dessen symbolische Bedeutungen und alltägliche Nutzungen. Öffentliche Toiletten sind besonders sensible Orte, da sich hier häufig Scham, Schutzbedürfnis, Abwertung oder Erleichterung körperlich und emotional verdichten.

Die verschiedenen Einflussfaktoren auf Raum stehen also in enger und gegenseitiger Wechselbeziehung zu Habitus und Geschlecht (siehe Abb. 3). Geschlechtsspezifische Machtverhältnisse werden besonders im Habitus externalisiert und darüber in Körper eingeschrieben und können somit in allen Raumdimensionen wieder gefunden werden: Sie finden sich im erfahrenen/wahrgenommenen und erdachten Raum sowie in der gelebten/alltäglichen Praxis. So prägt unter anderem die Geschlechteridentität den Umgang mit und im Raum. Auch Emotionen werden unterschiedlich wahrgenommen und sind vom Habitus beeinflusst. So können Emotionen bestehende Machtverhältnisse und hegemoniale Strukturen (re-)produzieren aber auch destabilisieren. Emotionen wirken vor allem in Vorstellungen im erdachten Raum, können von hier aus aber auch auf die anderen beiden Dimensionen wirken.

Methodische Herangehensweise

Für die Arbeit habe ich die Methode des autoethnographischen kritischen Kartierens genutzt, um den Alltagsraum „öffentliche Toilette“ aus einer feministischen Perspektive zu dekonstruieren. Dabei waren die folgenden Fragen leitend: „Welcher emotionale Habitus und welche Erwartungen, Ängste usw. sind für mich mit öffentlichen Toiletten verbunden?“ und „Wie beeinflussen Machtverhältnisse meine Wahrnehmungen öffentlicher Toiletten?“. Wichtig für mich war, dass der autoethnographische Ansatz die forschende Person zum Forschungsgegenstand macht: Persönliche Erfahrungen (auto) werden analysiert (graphie), um kulturelle Bedeutungen (ethno) zu verstehen (Ellis et al. 2010, 345). Somit ist die Autoethnographie zugleich als Methode, Prozess und Produkt zu verstehen. Erfahrungen können auch retrospektiv eingebracht werden und mit theoretischen Erkenntnissen kontrastiert werden, was es mir ermöglicht hat, durch mich wahrgenommene Machtverhältnisse und Wahrnehmungen stärker zu reflektieren (ebd., 346). Auch konnte ich so meine Positionalitäten (kartierend) reflektieren (ebd.).

Kritisches Kartieren mit/auf drei Raumbenen

Kritisches Kartieren kann soziale und politische Dimensionen von Raum sichtbar machen (Michel/Gryl 2021, 29). So kann die Methode hegemoniale kartographische Wissensproduktionen infrage stellen und das Feld für neue Akteur:innen öffnen (ebd.). Die Praxis des Kritischen Kartierens destabilisiert und dekonstruiert Karten als (Macht-)Mittel der Raumkonstruktion (Harley 2011, 274). Dabei nimmt sie Wahrnehmungen, Erfahrungen, Emotionen und körperliche Umgestaltungen in den Blick (Daum 2012, 3). Zur Sichtbarmachung meiner subjektiven Raumwahrnehmungen habe ich feministische kritische Mental- und Mindmaps kombiniert. Mental Maps sind situative, prozesshafte Produkte (Orlowski/Geiselhart 2022, 212). Sie heben Subjektivitäten hervor und regen zur Reflexion von Raumeignungen an (Gryl et al. 2022, 224). Mindmaps hingegen ordnen Themen graphisch, zeigen Schlüsselkategorien und Verbindungen (Orlowski/Geiselhart 2022, 208).

Ausgehend von Henri Lefebvres (2018) Raumtheorie habe ich mit drei Ebenen gearbeitet: Makro-, Meso- und Mikroebene. Die Makroebene beschreibt die übergeordnete räumliche Einordnung. Die Mikroebene stellt meine autoethnographische, alltägliche und detaillierte Untersuchung des spezifischen (Toiletten-)Raums dar. Die Mesoebene verknüpft Makro- und Mikroebenen und ist eine gesamtgesellschaftliche Einordnung aus meiner Perspektive. Dies schien mir hilfreich, da Henri Lefebvres (2018) Raumtheorie „nicht nur in Bezug auf ‚Makroräume‘ davon ausgeht, dass diese sozial produziert sind, sondern dies auch für die

alltäglichen ‚Mikroräume‘ beansprucht“ (Nehrdich 2012 zit. nach Scherrer 2021, 185). Somit habe ich die drei Raumdimensionen nach Henri Lefebvre (2018) bei der Untersuchung öffentlicher Toiletten als Subanalyseebenen betrachtet, kartiert und analysiert. So konnte ich auch gelebte Praktiken, symbolische Bedeutungen und materielle Folgen in meiner Raumproduktion berücksichtigen, ohne eine Dimension überzubetonen (ebd. 2021, 185).

Ergebnisse

Entstanden sind kritische feministische Kartierungen mit drei Layern bzw. Ebenen der Intimität. Die **Makroebene** (siehe Abb. 4) zeichnet die räumlichen Zusammenhänge der sechs öffentlichen Toiletten in Bremen nach, die ich betrachtet habe. Der genordnete Schwarzplan im einheitlichen Maßstab (rechts oben im Bild) ist auf der großen Kartierung nicht hinterlegt, wodurch eine städtische situative Verbindung der Betrachter:in aufgelöst werden soll. Stattdessen nutzte ich neue Mittel zur Messung von Entfernungen, da öffentliche Toiletten oft in Momenten der Notdurft genutzt werden, wodurch emotional wahrgenommene Entfernungen wichtig sind. Somit habe ich meine Wege in der Anzahl der Schritte vom Ausstellungsort, dem UMZU am Hanseator, räumlich verknüpft. Darüber hinaus wird der Versorgungsradius von öffentlichen Toiletten im Stadtraum in Gehminuten visualisiert, um Leerstellen (z. B. in Distanzen und Abwesenheiten öffentlicher Toiletten) sichtbar zu machen. Die Karte ist dabei bewusst nicht als „verlässliches“ Orientierungsmittel gestaltet, sondern unterstreicht durch ihren fragmentarischen Charakter den krisenhaften Moment der Notdurft „wenn die Blase drückt“, sowie wie fragmentarisch die Stadt Bremen ihrer Verantwortung zur öffentlichen Daseinsvorsorge aus meiner Perspektive nachkommt.

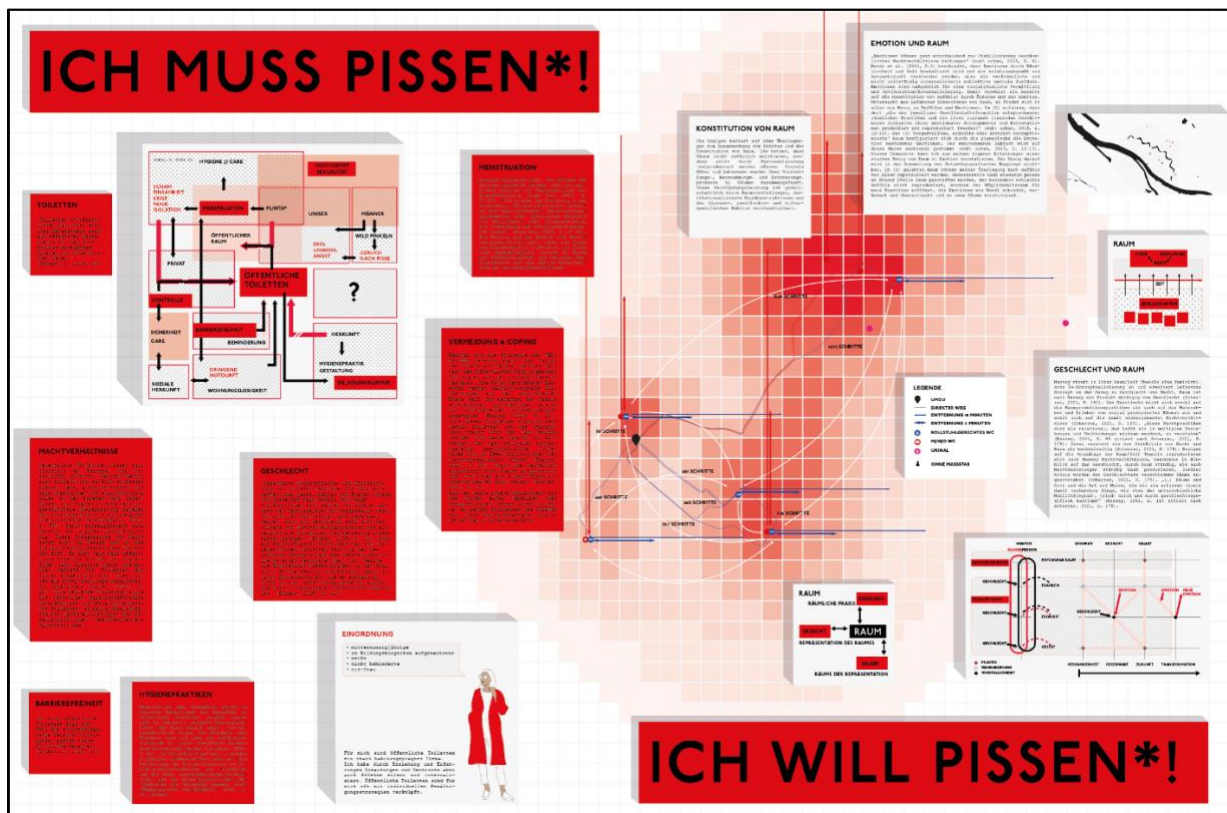


Abb. 4: Makroebene rechts und Mesoebene links im Bild (Quelle: eigene Darstellung)

Darauf legt sich die **Mesoebene** (siehe Abb. 4), die aus verschiedenen Elementen besteht, welche mit einem sichtbaren Abstand auf der Makroebene aufgebracht sind und so eine optische Tiefe erzeugen. So soll eine andere Intimitätsebene versinnbildlicht werden, die sich

gesellschaftliche Vorstellungen, Institutionen und den klassen- und geschlechtsspezifischen Habitus strukturiert werden. Besonders mehrfach marginalisierte Personen erfahren hier Ausschlüsse, etwa durch Barrieren bei der Nutzung, kulturell geprägte Hygienevorgaben oder normative Körperbilder. Ein Zitat von dem Autor:innenkollektiv Rosa Loo bringt dies auf den Punkt: „Am ‚stillen Örtchen‘ manifestieren sich multiple, miteinander verschränkte sozial-räumliche Machtmechanismen“ (Rosa Loo 2023, 88). Die Reinigung und Instandhaltung solcher Räume wird zudem häufig an marginalisierte Gruppen ausgelagert – etwa an rassifizierte und/oder migrantische Frauen –, was bestehende Ungleichheiten weiter verstärkt. Die Mesoebene bildet damit sowohl die gesellschaftliche Verortung öffentlicher Toiletten als auch deren Exklusionspotenzial ab, verweist aber auch auf die Möglichkeiten für Veränderung.

Daran schließt sich die **Mikroebene** an, auf der meine persönlichen Wahrnehmungen und Emotionen bezüglich der öffentlichen Toiletten nach den drei Raumebenen von Henri Lefebvre (2018) untersucht werden. Hier habe ich drei Kartierungen erstellt. Ich habe die Toiletten grundsätzlich als gepflegt und bedenkenlos nutzbar erachtet (siehe Abb. 9) und beschreibe neben meinem Gefühl der Überraschung auch Gefühle der Freude, Sprachlosigkeit und Verblüfftheit. Darüber hinaus nahm ich aber auch Skepsis und Verwirrung sowie die Suche nach unangenehmen Beobachtungen wahr. Mein Gefühl der Überraschung lese ich als einen Verweis darauf, dass ich sowohl aufgrund meiner persönlichen Erfahrungen sowie meines Habitus als auch durch die theoretische Auseinandersetzung mit öffentlichen Toiletten im Rahmen dieser Arbeit einen anderen Umstand erwartet bzw. mir vorgestellt habe. Die wahrgenommenen Toiletten-Räume haben diese Erwartungen, Vorstellungen und somit auch den erdachten Raum (siehe Abb. 8) nicht widergespiegelt, was bei mir die Frage aufwarf, worauf meine Vorstellungen und Erwartungen öffentlicher Toiletten zurückzuführen sind.

Kartierung 1 (siehe Abb. 7) beschreibt die Ergebnisse meiner Feldforschung. Ich habe öffentliche Toiletten als zumeist sauber, funktional und mit grundlegenden Hygieneartikeln ausgestattet wahrgenommen. Überraschung und Freude über diesen Zustand dominierten, was jedoch auch meine niedrigeren Erwartungen verdeutlicht. Trotz positiver Gefühle wie Sicherheit und Geborgenheit blieb bei mir eine gewisse Skepsis bestehen – eine Folge früherer negativer Erfahrungen und eines tieferen Misstrauens gegenüber öffentlichen Toiletten.

In **Kartierung 2** (siehe Abb. 8) untersuche ich, wie sich meine persönlichen Erfahrungen mit (Toiletten-)Raumvorstellungen verbinden. Anhand vergangener Erlebnisse wird sichtbar, wie sich gesellschaftliche Machtverhältnisse, insbesondere was (mein) Geschlecht angeht, in den Habitus einschreiben. Erinnerungen aus meiner Kindheit bedeuten, dass Intimität, Scham und Unsicherheit früh mit dem Toilettengang verknüpft wurden, etwa wenn Jungen sich überall erleichtern durften, Mädchen hingegen warten und einen geschützten Ort suchen mussten. Eva Brauer (2020, 27) schreibt hierzu, dass „die Einschreibung in die Körper als vergeschlechtlichter Habitus [...] zu einer Komplizenschaft hinlänglich dieser räumlichen Konstitutionsmacht“ führen kann. Diese Machtverhältnisse strukturieren nicht nur meine Wahrnehmungen und Handlungen, sondern auch meine räumlichen Praktiken.

Kartierung 3 (siehe Abb. 9) stellt (meine) Strategien zur Bewältigung räumlicher Unsicherheiten dar. Zwei Muster lassen sich unterscheiden: Vermeidung (z. B. durch Anhalten oder reduzierte Flüssigkeitsaufnahme) und Coping (z. B. durch Schutzmaßnahmen wie das Hocken oder Desinfizieren). Beide Strategien sind Ausdruck eines strukturell erzeugten Ausschlusses (von Ekel und Scham) und verstärken bestehende Ungleichheiten, körperlich wie sozial (Bauer 2020, 27). In extremen Situationen bleibt oft nur das Wildpinkeln, ein Ausdruck der fehlenden Alternativen und der Reproduktion von Geschlechterungleichheit im Raum.

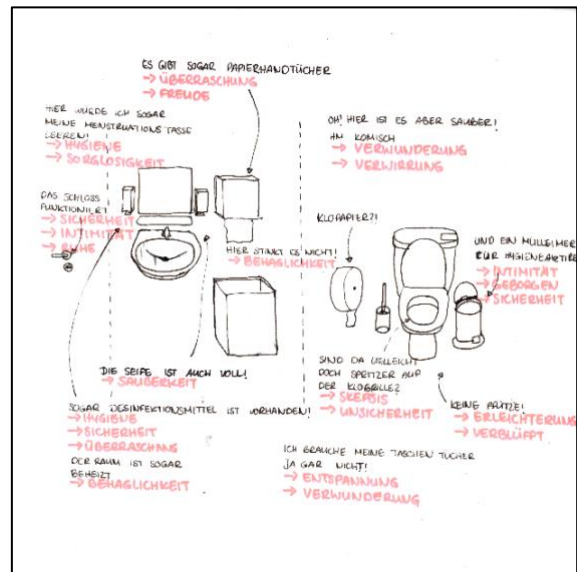
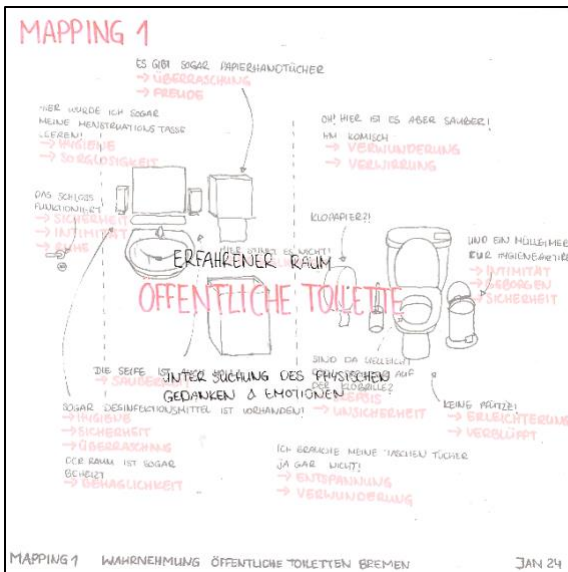


Abb. 7: Kartierungen meines erfahrenen Toiletten-Raums (Quelle: eigene Darstellungen)

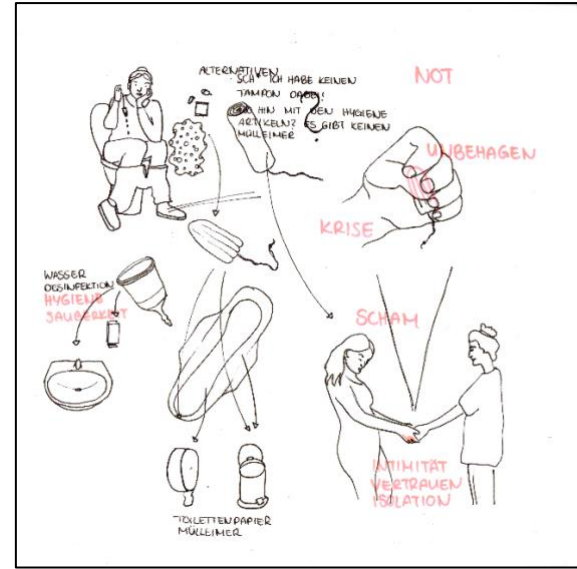
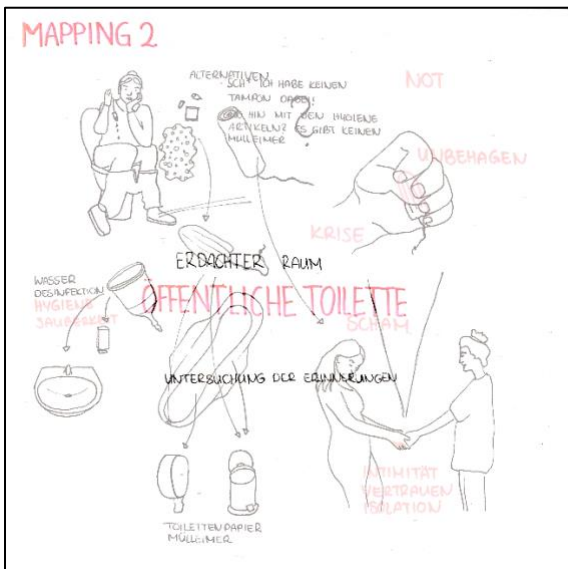


Abb. 8: Kartierungen meines erdachten Toiletten-Raums (Quelle: eigene Darstellungen)

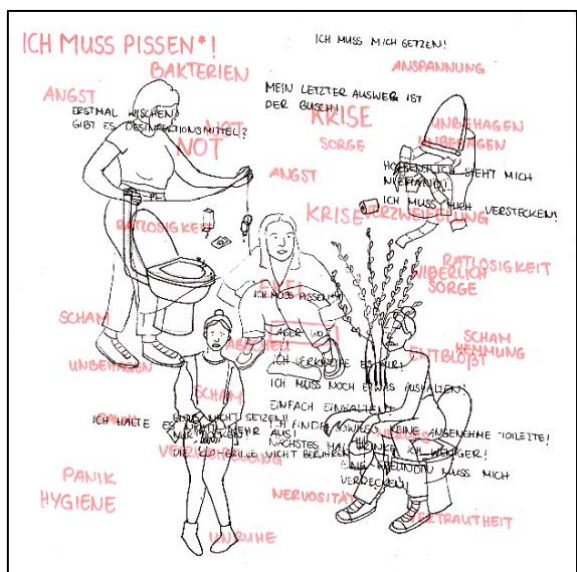


Abb. 9: Kartierungen meines geliebten Toiletten-Raums (Quelle: eigene Darstellungen)

Fazit

Öffentliche Toiletten sind hochgradig politisierte Orte, in denen sich soziale Ungleichheiten entlang von Klasse/n, Geschlecht/ern, Kultur/en und Körpern materialisieren (klo:lektiv 2020, 2; Kern 2020, 116). Als alltägliche Infrastrukturen sind sie Ausdruck und Verstärker gesellschaftlicher Machtverhältnisse (ebd.). Sie wirken sowohl durch ihre Gestaltung und Zugänglichkeit als auch durch die emotionale Zuschreibung durch die Nutzer:innen. Diese Raumwahrnehmungen sind durch den jeweiligen Habitus (Bourdieu 1999) geprägt, der sich aus biographischen, sozialen und kulturellen Einschreibungen zusammensetzt. Meine autoethnographischen Kartierungen verdeutlichen, dass Emotionen wie Scham, Ekel oder Unsicherheit zentrale Reproduktionsmechanismen vergeschlechtlichter Raumpraktiken sein können. Sie beeinflussen nicht nur (m)eine Nutzung öffentlicher Toiletten, sondern prägen Erwartungen, Vermeidungsstrategien und verkörperte Routinen (Brauer 2020, 28). Erfahrener, erdachter und gelebter Raum überlagern sich dabei (Lefebvre 2018). Sozialgesellschaftlich als negativ wahrgenommene Emotionen können hierbei Ausschlüsse von öffentlichen Räumen wie Toiletten stabilisieren. Der erdachte (Toiletten-)Raum formt so die Wahrnehmungen und Handlungen von Personen, die auf diese Räume angewiesen sind bzw. sie nutzen (wollen/müssen).

Aus meiner Perspektive ergibt sich daraus ein zentraler Hebel für Transformation: Emotionen sind das Bindeglied zwischen gesellschaftlichen Strukturen und individuellen Raumpraktiken. Gelingt es, durch inklusive Gestaltung, Sichtbarkeit und kulturelle Aufwertung neue emotionale Erfahrungen von öffentlichen Toiletten zu ermöglichen, kann der Habitus und damit auch die Reproduktion von Machtverhältnissen langfristig verschoben werden. Öffentliche Toiletten sollten daher nicht nur als Teil funktionaler Infrastrukturen in der Stadt gesehen werden (Kuhn et al. 2022), sondern auch als potenziell emanzipatorische Räume. Denn ihre Gestaltung kann soziale Exklusionen verstärken oder gezielt aufbrechen. In diesem Möglichkeitsraum sehe ich ihr politisches und stadtgestalterisches Potenzial.

Literaturverzeichnis

Abels, Heinz und König, Alexandra (Hrsg.) (2016): Sozialisation: Über die Vermittlung von Gesellschaft und Individuum und die Bedingungen von Identität. Wiesbaden: Springer.

Bondi, Liz; Davidson, Joyce und Smith, Mick (2007): Introduction: Geography's „Emotional Turn“. In: Davidson, Joyce; Bondi, Liz und Smith, Mick (Hrsg.): Emotional Geographies. Aldershot: Ashgate, 1-16.

Bourdieu, Pierre (1999): Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Brauer, Eva (2020): Toiletten: Die Materialisierung eines Wechselgefüges von Raum und Geschlecht. In: klo:lektiv (Hrsg.): Pissen* ist politisch: Feministische und kritisch-geographische Perspektiven auf Geographien der Notdurft. Feministische Geo-RundMail Nr. 84, 21-28. Verfügbar unter: <https://ak-feministische-geographien.org/rundmail/> (Zugriff am 20.10.2025).

Daum, Egbert (2012): Subjektive Kartographien — Dekonstruktion und Konstruktion. In: KN - Journal of Cartography and Geographic Information 62(3), 120-126. <https://doi.org/10.1007/BF03544485>

Eckert, Lena (2015): Öffentliche Toiletten als kompensatorische Heterotopien. In: Steinborn, Anke und Martin, Silke (Hrsg.): Orte. Nicht-Orte. Ab-Orte: Mediale Verortungen des Dazwischen. Marburg: Schüren, 41-57.

Ellis, Carolyn; Adams, Tony E. und Bochner, Arthur P. (2010): Autoethnografie. In: Mey, Günther und Mruck, Katja (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: Springer, 345-357.

Gottdiener, Mark (2002): A Marx for Our Time: Henri Lefebvre and the Production of Space Sociological Theory 11(1), 129-134. <https://doi.org/10.2307/201984>

Gryl, Inga; Lehner, Michael und Pokraka, Jana (2022): Kritisches Kartieren in Bildungskontexten – zwischen Erkenntnismittel und politischer Kommunikation. In: Dammann, Finn und Michel, Boris (Hrsg.): Handbuch Kritisches Kartieren. Bielefeld: transcript, 223-237.

Michel, Boris und Gryl, Inga (2021): Kritische Kartographie, kritische Praxis und kritisches Kartieren. Mündige geographische Bildung mit digitalen Karten und Geodaten. In: GW-Unterricht 1, 27-34. <https://doi.org/10.1553/gw-unterricht164s27>

Harley, J. B. (2011): Deconstructing the Map. In: Dodge, Martin (Hrsg.): Classics in Cartography: Reflections on influential articles from Cartographica. Hoboken: J. Wiley & Sons. 272-294.

Kern, Leslie (Hrsg.) (2020): Feminist City. London/New York: Verso.

Klo:lektiv (Hrsg.) (2020): Pissen* ist politisch: Feministische und kritisch-geographische Perspektiven auf Geographien der Notdurft. In: Feministische Geo-RundMail Nr. 84. Verfügbar unter: <https://ak-feministische-geographien.org/rundmail/> (Zugriff am 20.10.2025).

Kuhn, Lilith; Kayser, Martine; Aue, Rosa und Bongers-Römer, Sabine (2022) Notdürftige Infrastrukturen – Öffentliche Toiletten zwischen Neoliberalisierung und Utopie. In: Bürger & Staat – Öffentliche Infrastrukturen: Die politische Gestaltung der vernetzten Gesellschaft 1/2, 69-75.

Lefebvre, Henri (Hrsg.) (2018): Die Produktion des Raums: The Production of Space. Übersetzt von Annett Busch. Leipzig: Spectormag.

Löw, Martina (Hrsg.) (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lowe, Lezlie (Hrsg.) (2018): No place to go: How public toilets fail our private needs. Toronto: Coach House Books.

Massey, Doreen (1993): Raum, Ort und Geschlecht. Feministische Kritik geographischer Konzepte. In: Bühler, Elisabeth; Meyer, Heidi; Reichert, Dagmar und Scheller, Andrea (Hrsg.): Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz. Zürich, Dortmund: eFeF-Verlag, 109-122.

Nehrdich, Tobias (2012): Produktion. In: Günzel, Stephan (Hrsg.): Lexikon der Raumphilosophie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft WBG, 314-315.

Orlowski, Benedikt und Geiselhart, Klaus (2022): Raumgeschichten – mit Karten erzählen: Anregungen zur universitären Methodenausbildung im Gelände. In: Dammann, Finn und Michel, Boris (Hrsg.): Handbuch Kritisches Kartieren. Bielefeld: transcript, 205-222.

Rosa Loo (2023): InKlo*sion in der Architektur. In: Arch+ 56(252), 84-91.

Scherrer, Madeleine (Hrsg.) (2021): Fernbeziehungen. Bielefeld: transcript.

Selbstermächtigung und Raumaneignung von FLINTA* durch Graffiti

Ein Dokumentarfilm

Finja und Jelte

Einleitung

Die Frage „Wem gehört die Stadt?“ gehört zu einer der am häufigsten gestellten Fragen innerhalb der humangeographischen und stadtpolitischen Forschung der letzten Jahrzehnte. Ihre Bedeutung zeigt sich nicht zuletzt in der Vielzahl an Studien, Projekten und kritischen Beiträgen, die sich im Kontext dieser Frage mit Machtverhältnissen, Eigentumsstrukturen und Teilhaberechten im urbanen Raum auseinandersetzen (Gebhardt/Holm 2011; Trautvetter 2020). Dabei richtet sich der Blick zunehmend auf den öffentlichen Raum. Denn obwohl dieser meist als frei zugänglich und gemeinschaftlich nutzbar verstanden wird, ist er keineswegs für alle Menschen gleichermaßen verfügbar. Dies hängt oftmals von sozialen, ökonomischen, aber auch von geschlechtlichen Faktoren ab. Aber sollte der öffentliche Raum nicht allen Stadtbewohner:innen gehören? Und für wen gibt es in der Stadt Möglichkeiten, sich den öffentlichen Raum (zurück) zu erobern und ihn sich anzueignen?

Die Beschäftigung mit dem Thema der Raumaneignung ist spätestens seit den Arbeiten Henri Lefebvres zum *Recht auf Stadt* (1968) oder der *Produktion des Raumes* (1974) von zentralem Interesse kritischer Stadtforschung. Henri Lefebvre, der sich aus einer marxistischen Perspektive mit den ungleich verteilten Nutzungsrechten im städtischen Kontext auseinandersetzt, führt diese auf ökonomische Prozesse zurück und fordert im gleichen Zuge eine Rückgewinnung von selbstbestimmten Räumen, die sich kapitalistischen Interessen und staatlicher Kontrolle entziehen (Mullis 2017, 351). So kann die Aneignung von Räumen als kollektiver, emanzipatorischer und politischer Prozess verstanden werden, durch den systematisch marginalisierte und räumlich ausgegrenzte Gruppen einen aktiveren Zugriff auf städtische Räume zurückerlangen können. Diese Form der Aneignung bezieht sich nicht nur auf die physische Anwesenheit, sondern auf die Mitgestaltung des städtischen Lebens durch ihre Teilhabe an der Produktion urbaner Räume sowie an politischen Aushandlungsprozessen (Gebhardt/Holm 2011, 8).

Eine Subkultur, die Raumaneignung aktiv praktiziert, ist die Graffiti-Szene. Während die öffentliche Debatte lange von Fragen nach Kunst oder Vandalismus geprägt war, gewinnen zunehmend Stimmen von Writer:innen³ Gehör, die auf die politischen Dimensionen und das emanzipatorische Potenzial der Graffiti-Praxis hinweisen (Kripoe 2023, 7). Durch die (illegalisierte) Mitgestaltung des städtischen Raums nehmen sich die Sprayer:innen Sichtbarkeit, Handlungsraum und Deutungshoheit, wodurch sie eigene Handlungsmacht erfahren und sich strukturellen Machtverhältnissen, die sich in der Raumgestaltung niederschlagen, zu widersetzen versuchen (Erman 2023, 112). An diese diskursiven Verschiebungen knüpfen wir an und richten den Fokus auf die geschlechtsspezifische Dimension ungleicher Raumnutzung. Wir untersuchen, welche Bedeutung Praktiken der

³ Writer:in bezeichnet im Graffiti-Kontext eine Person, die ihren Namen oder ein Pseudonym als Schriftzug (Tag) im öffentlichen Raum hinterlässt. Der Begriff stammt aus der Graffiti-Szene und unterscheidet sich bewusst von der oft kunstbezogeneren Street-Art (Neelon 2003).

Raumaneignung für FLINTA* Personen⁴ in der Graffiti-Szene haben, die nach wie vor stark männlich dominiert ist. In diesem Zusammenhang interessiert uns, inwiefern Graffiti als Ausgangspunkt für Prozesse der Selbstermächtigung verstanden werden kann; ein Begriff, der ebenso wie Raumaneignung kollektive, politische und emanzipatorische Prozesse beschreibt, in denen marginalisierte Gruppen durch solidarisches Handeln neue Handlungsmacht entwickeln und gesellschaftliche Teilhabe einfordern können (Meyer/Lindmeier 2021). Unsere Forschungsfrage lautet wie folgt: „Welchen Einfluss hat die Praxis von Graffiti auf Prozesse der Raumaneignung und Selbstermächtigung von FLINTA*?“ Diese Fragestellung untersuchen wir mithilfe eines Dokumentarfilms⁵. Der Dokumentarfilm als Methode reiht sich in kreativ-künstlerische Forschungszugänge ein und ermöglichte uns, subkulturelle und affektive Praktiken in der Graffiti-Szene nicht nur analytisch zu erfassen, sondern auch in ihrer emotionalen Dichte sichtbar zu machen (Singer et al. 2023, 16), sowie einen Blick auf die diversen emotionalen und körperlichen Erfahrungen und situativen Kontexte zu werfen, die in etablierten Methoden des wissenschaftlichen Forschens häufig unbeachtet bleiben (Piscitelli 2023, 159).

Theoretischer Rahmen

Raum und Geschlecht

Städte und Räume sind von patriarchalen Strukturen und Machtverhältnissen geprägt (Kern 2020). Diese Ungleichheiten schlagen sich unter anderem in der Verteilung von Teilhabe- und Mitgestaltungsmöglichkeiten im öffentlichen Raum nieder (Wastl-Walter 2012, 124). Wer sich im öffentlichen Raum bewegen, am städtischen Leben teilnehmen und sich Sichtbarkeit und Gehör verschaffen kann, hängt maßgeblich von Möglichkeiten der Mitgestaltung durch die eigene Anwesenheit und Performanz im öffentlichen Raum ab (ebd., 125). Durch ungleiche Zugangsmöglichkeiten und folglich eingeschränkte Gestaltungsmöglichkeiten des öffentlichen Raums können jedoch nicht alle Stadtbewohner:innen gleichmäßig am öffentlichen Leben teilhaben, was Ausschlüsse verstärken und Zugehörigkeit sowie Teilhabe erschweren kann. Teilhabe und Zugehörigkeit haben auch eine emotionale Dimension. Somit sind diese Gefühle nicht nur private Bedürfnisse, sondern auch mit Fragen der Macht(ungleichheiten) verschränkt, kollektive Raumbedeutungen zu kreieren und zu de/stabilisieren (Wright 2015, 391). Denn Emotionen „tun Dinge“ (ebd., 398) und nehmen zwangsläufig Einfluss auf die Gestaltung der Stadt/-Gesellschaft, können Menschen, Objekte und Orte miteinander verbinden und voneinander treffen und somit städtisches Leben transformieren (ebd.).

In der Geographie gewinnt die Untersuchung von Emotionen und ihrer Effekte zunehmend an Bedeutung. Raum und Geschlecht werden dabei als soziale Konstrukte betrachtet, die durch alltägliches Handeln unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen geformt werden. Sie sind dynamische Konzepte, deren Bedeutungen sich fortwährend verändern können (Wastl-Walter 2012, 33). Geschlechtsspezifische Gefühlsregeln und Erwartungen beeinflussen dabei das Verhalten und prägen die Nutzung verschiedener Räume (Hutta et al. 2021, 219). Jan Hutta, Sarah Klosterkamp, Suncana Laketa und Nadine Maquardt (2021) beschreiben dies als eine wechselseitige Beeinflussung von Emotionen und sozialen Strukturen, die die räumliche Organisation der Gesellschaft formt und stereotype Geschlechterrollen symbolisch und materiell in ihr verankert. So können feminisierte Räume des „Häuslichen“ und „Privaten“ sowie

⁴ Abkürzung für Frauen, Lesben, intergeschlechtliche, nicht-binäre, trans, agender sowie Personen, die sich nicht in eine der genannten Geschlechtsidentitäten oder sexuellen Orientierungen einordnen und (mit)gemeint sind.

⁵ Der Dokumentarfilm ist bis Ende 2027 unter folgendem Link abrufbar: <https://nc.uni-bremen.de/index.php/s/jFS4bHp2QSGbDc9>. Anschließend wenden Sie sich bitte an Melike Peterson oder Nora Küttel, um auf den Dokumentarfilm zuzugreifen.

männlich kodifizierte Räume des „Öffentlichen“ entstehen (ebd., 224), die traditionelle Geschlechterrollen und -räume aufrechterhalten. Geschlechterungleichheiten sind somit insbesondere im Diskurs um städtische (männliche) Öffentlichkeit und häusliche (weibliche) Privatheit – und den damit einhergehenden Fragen, wer die Privilegien öffentlicher Anerkennung und Repräsentativität nutzen kann und wer nicht – zutiefst mit Fragen der Geschlechtergerechtigkeit verbunden. Neben gesellschaftlichen Erwartungen und Gefühlsregeln können auch unmittelbare Emotionen wie Unsicherheit oder Angst in sogenannten Angsträumen – öffentliche Räume, die als unsicher und gefährlich wahrgenommen oder empfunden werden unabhängig von der tatsächlichen Gefahrenlage (u. a. Valentine 1989) – geschlechtsspezifische sozialräumliche Ausschlüsse fördern, wenn diese von betroffenen Gruppen gemieden werden (Wastl-Walter 2012, 124f.). Angsträume sind vor allem für viele FLINTA* Personen ein Thema. Das hat unter anderem mit den genannten gesellschaftlichen Zuschreibungen von Geschlecht und Raum zu tun, welche weiterhin bestehende ungleiche Machtverhältnisse widerspiegeln, in denen vor allem Frauen strukturell benachteiligt werden (ebd., 136). So wird deutlich, dass sich, trotz des dynamischen Charakters des Raumbegriffs, immer noch geschlechtsspezifische Unterschiede in der Nutzung des öffentlichen Raums feststellen lassen.

Zur kritischen Analyse dieser strukturellen, geschlechtsspezifischen Disparitäten muss Geschlecht als Konstrukt auch jenseits binärer Geschlechtsidentitäten betrachtet werden. Während dies in der feministischen Geographie lange nur teilweise berücksichtigt wurde, liefern die Queer Studies seither wichtige Impulse (ebd., 21). Diese fokussieren sich weniger auf „homogenisierte Genusgruppen“ mit heterosexueller Orientierung, sondern stützen ihre Analysen zunehmend auf intersektionale und queere Betrachtungsweisen (ebd.). Da vor allem die Graffiti-Szene nicht nur eine cis-männlich, sondern auch zutiefst heteronormativ dominierte Subkultur darstellt, greift eine Analyse, die lediglich die Kategorien „Frau“ und „Mann“ reproduziert, zu kurz, und würde der Komplexität der räumlich-sozialen Dimensionen, die diese Szene hervorbringt, nicht gerecht werden. Eine Fokussierung auf die Raumerfahrungen und Gefühle von FLINTA* bzw. weiblich sozialisierten Personen kann daher tiefere und differenziertere Einblicke ermöglichen. FLINTA* ist dabei nicht nur ein Begriff, der Frauen, Lesben, inter*, nicht-binäre, trans- und agender Personen vereint, sondern eine Perspektive, die die Diversität geschlechtlicher und sexueller Identitäten einbezieht, welche in klassischen binären Geschlechterkonzepten systematisch ausgeblendet bleiben. Denn FLINTA* Personen bewegen sich in Räumen unter anderen Voraussetzungen: Ihre Körper und Identitäten werden stärker kontrolliert, häufiger infrage gestellt oder gar aktiv bedroht (ebd., 48). Neuere feministische und queere Forschungsansätze konzentrieren sich daher zunehmend auf widerständige Praktiken, die mit etablierten geschlechtsspezifischen Gefühlsregeln und Raumnutzungen brechen.

Feministische Perspektiven auf Graffiti

Ein Beispiel dafür bietet die Graffiti-Praxis von FLINTA* Sprayer:innen, die feministische Aneignungsprozesse und widerständiges Handeln im öffentlichen Raum auf besondere Weise sichtbar macht. Als öffentliche und illegale Praxis, welche von eher männlich interpretierten Attributen wie „Risikobereitschaft, Abenteuerlust, Illegalität, Mut, Stärke und Belastbarkeit“ (Erman 2023, 115) geprägt ist, wird der Raum rund um die Graffiti-Szene ebenso männlich konstituiert. Diese Dynamik spiegelt sich auch in der Tatsache wider, dass FLINTA* Sprayer:innen in der Graffiti-Szene nach wie vor eine Minderheit darstellen (ebd.). Die aktive Teilhabe von FLINTA* Sprayer:innen an der Gestaltung urbaner Räume sowie die damit verbundene Produktion weiblicher Raumerfahrungen bieten daher großes Potenzial für die Dekonstruktion geschlechtlich situierter Handelns.

So erkennt Sophie Erman (2023, 112) in der Raumeignung durch Graffiti einen „spielerischen“ Charakter, der Menschen mit geringerer städtischer Gestaltungsmacht den Zugang zum öffentlichen Raum erleichtert. In ihrem Beitrag kommt eine Sprayerin zu Wort, die die „heilsame Wirkung“ des Sprayens beschreibt. So verändere der beim Malen erlebte Rollenwechsel für diese Sprayerin ihre Raumbeziehungen mit erfahrenen Angsträumen; die Sprayerin werde zur Handelnden und nicht zur Bedrohten und aus denen für sie als gefährlich markierten Räumen würden Orte der Selbstermächtigung, in denen sie sich als „Täterin“ und nicht als „Opfer“ erlebe (ebd.). Diese Beobachtungen decken sich mit einer Form Selbstermächtigung, die Jessica Nydia Pabón-Colón (2018) mit dem Konzept der feministischen Männlichkeit beschreibt. Darin performen Künstler:innen, die sich als „graff grrlz“ (ebd., 42) bezeichnen, bewusst maskulin konnotierte Eigenschaften wie Aggressivität, Selbstbehauptung und Risikofreude, um Sichtbarkeit, Respekt und Zugehörigkeit innerhalb der Szene zu erlangen (ebd., 56). Ein zentraler Aspekt feministischer Männlichkeit liegt laut Jessica Nydia Pabón-Colón auch in der kritischen Auseinandersetzung mit postfeministischen und neoliberalen Rollenzuschreibungen. Das „Power“ im „Girl Power“-Narrativ des Dritte-Welle-Feminismus⁶ wird als kapitalistisch vereinnahmt kritisiert, da es Macht an bestimmte Privilegien (u. a. *race*, Klasse, Sexualität, Nationalität) knüpft und Weiblichkeit normiert (ebd., 60). Auch wenn sich die „graff grrlz“ bewusst sind, dass sie sich diesem Narrativ nicht völlig entziehen können, nutzen sie feministische Männlichkeit als widerständige Strategie gegen subkulturelle wie kapitalistische Marginalisierungen von FLINTA* Personen (ebd., 51). Graffiti wird in dieser Bewegung zur Plattform, auf der sich feministisches Handeln mit einem bewussten Spiel von Geschlechterinszenierungen verbindet und als ein bewusster Akt der Improvisation, des Widerstands und der Abweichung von Normen verstanden werden kann (ebd., 72). Die Aneignung von öffentlichem Raum trage so nicht nur zur individuellen Selbstermächtigung bei, sondern wird von den „graff grrlz“ auch als politisches Statement gegen patriarchale Stadtordnungen und geschlechterspezifische Ausschlüsse sowie für die Sichtbarkeit vielfältiger weiblicher Perspektiven innerhalb subkultureller Szenen gesehen (ebd., 47f.).

Methodik

Dokumentarfilm als Methode

Wer in der eigenen Forschung soziale Ungleichheiten untersuchen will, steht auch vor der Frage, für wen die Ergebnisse (nicht oder weniger) zugänglich sein werden. Insbesondere kreative Forschungsmethoden haben das Potenzial, Emotionen im Forschungsprozess sowie jene der Interviewpartner:innen aufzufangen und weiterzugeben (Singer et al. 2023). Durch eine Distanzierung dieser Methoden von konventionelleren und auch oft schwerer zugänglichen bzw. verständlichen wissenschaftlichen Formen der Forschung, können gerade kreative Methoden diverse Barrieren in der Teilhabe an Forschungsprozessen aufbrechen und den Zugang zu Wissen und Forschungsergebnissen erleichtern (Humuza et al. 2023, 40).

Ausgehend von diesem Anspruch erschien uns der Dokumentarfilm als besonders geeignet. Denn insbesondere Graffiti als körperlich-emotionale Praxis, oft geprägt von Atmosphäre, Spannung und Illegalität, lässt sich über klassischere Methoden nur begrenzt fassen. Der Film hingegen eröffnet durch die Verbindung von Bild, Ton, Musik und Schnitt eine

⁶ Feminismus wird häufig in vier „Wellen“ unterteilt: Während sich die erste Welle (Ende 19. bis frühes 20. Jh.) vor allem für Gleichstellung und das Frauenwahlrecht einsetzte, hinterfragte die zweite Welle (1960er–1980er) die zugrundeliegenden Geschlechterrollen und strebte soziale, rechtliche und sexuelle Selbstbestimmung an. Die dritte Welle (ab den 1990er-Jahren) kritisierte die weiße, westliche Perspektive früherer Bewegungen und nahm erstmals eine intersektionale Perspektive ein, die Geschlecht mit anderen Diskriminierungsformen wie Rassismus und Klassismus verband (Heinrich-Böll-Stiftung 2018). Die vierte Welle (ab 2010) nutzt digitale Medien für globalen Aktivismus und setzt sich unter anderem für Trans-Rechte ein (Soken-Huberty o. J.).

vielschichtige Darstellung, die nicht nur dokumentiert, sondern auch ein spezifisches Gefühl erzeugt. So betont Paola Piscitelli (2023) das Filmemachen als transformatives Forschungstool und die besonderen Potenziale filmischer Methoden. Denn der Dokumentarfilm kann selbst geschaffene Wirklichkeiten, in der eigene Emotionen, Erfahrungen und Wahrheiten zirkulieren und in direkter Konfrontation mit den Zuschauer:innen stehen, vermitteln (ebd., 160). Damit ist eine subjektiv geprägte Darstellung gemeint, in der persönliche Perspektiven bewusst Teil der Erkenntnisproduktion werden, wodurch eine Form der Wissensvermittlung entsteht, die sich von objektivierenden Forschungsansätzen abgrenzt. Durch gezielte Blickwinkel, Schnitte und narrative Gestaltungen entsteht ein performatives Setting, das das Publikum dazu anregen kann, gesellschaftliche Realitäten mithilfe eigener Emotionen und Geschichten zu hinterfragen (ebd., 161). Diese dynamischen Wechselwirkungen zwischen Produzent:innen und Rezipient:innen unterstreichen den inklusiven Charakter des Mediums und damit auch seine Relevanz für macht- und raumkritische Forschung.

Anwendung, Auswertung und Reflexion

In unserem Dokumentarfilm ist ein Interview zu sehen, das in einem gemeinsam gewählten Setting eines Bremer Güteryards⁷ entstand und unserer Interviewpartnerin ermöglichte, in einem vertrauten Rahmen persönliche Geschichten und Emotionen mit uns und der Kamera zu teilen (siehe Abb. 1). Trotz des spannungsgeladenen Ortes und der laufenden Kamera haben wir uns durch M.s Erfahrungen und Wissen über den Ort wohl gefühlt. M. ist eine gemeinsame Freundin von uns, die seit vielen Jahren in der Bremer Graffiti-Szene aktiv ist. Wir haben sie gezielt angesprochen, da wir eine Person suchten, die wir beim Sprayen begleiten durften und zu der ein Vertrauensverhältnis bestand. Diese Nähe ermöglichte ein offenes und authentisches Gespräch. Gleichzeitig haben wir im Vorfeld reflektiert, inwiefern unsere persönliche Beziehung den Interviewprozess beeinflussen könnte, und versucht, im Gespräch sensibel und transparent mit dieser Nähe umzugehen. Im Folgenden wird der Name unserer Interviewperson zum Schutz ihrer Identität anonymisiert (Meyermann et al. 2014, 4f.).

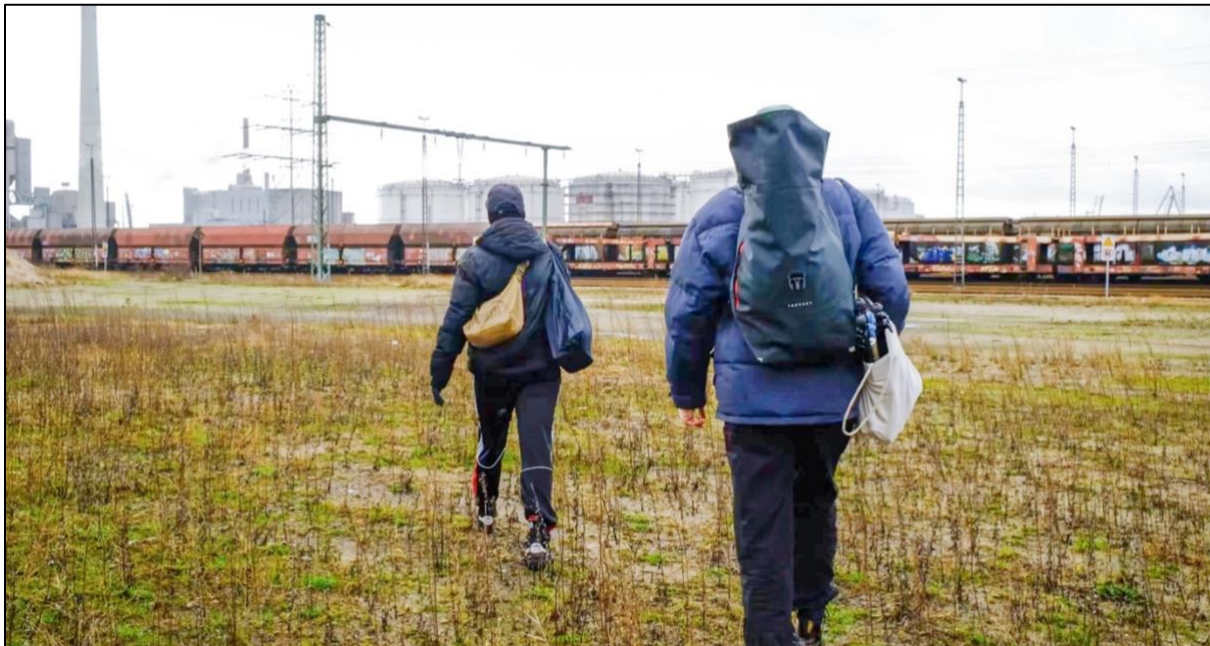


Abb. 1: Projektfilm Screenshot (1:51) – Eingang in den Güteryard (Quelle: eigene Aufnahme)

⁷ Güter- oder auch Trainyards sind ein für die Öffentlichkeit nicht zugängliches Gelände, auf dem Züge abgestellt werden und oft zentrale Orte der Graffiti-Szene.

Bevor wir das Interview mit M. geführt haben, durften wir sie beim Malen eines Pieces⁸ an einem Güterzug im selben Güteryard begleiten und dies ebenfalls filmisch dokumentieren. Mit dem Ziel, auch unsere eigenen Emotionen und Wahrnehmungen in Bezug auf Graffiti im Forschungsprozess mit einzubeziehen, haben wir uns entschieden, den Weg in den Yard sowie unsere Perspektive, M. beim Malen ihres Pieces zuzuschauen, im Film einzubeziehen. Diese Teile haben wir größtenteils mit selbstausgewählter Musik unterlegt, die unsere Gefühle in den Momenten untermalen soll. Denn Musik und Bilder beeinflussen sich in ihrer Wirkung gegenseitig und können laut Zofia Lissa (1965) als eine „dialektischen Einheit“ betrachtet werden: „Die Musik verallgemeinert das Bild, das Bild konkretisiert die Musik, die Musik erweitert den Inhalt des Bildes“ (ebd., 124). Musik war für uns ein Mittel, persönliche Eindrücke und Emotionen im Film zu vermitteln. So baut die Musik zu Beginn des Films beispielsweise Spannung auf, was unsere konkreten Gefühle von Aufregung und Neugier beim Betreten des Güteryards widerspiegelt.

Das Filmen als methodische Herangehensweise hat uns außerdem dazu gebracht, die Stadt und unsere Umgebung aus einer anderen Perspektive zu betrachten und Räume zu erschließen, in denen wir uns sonst weniger aufhalten. In der Vorbereitung zu unserem Ausflug in den Güteryard mit M. sind wir mit der Kamera durch die Stadt gefahren, haben Spaziergänge gemacht und Orte und Pieces gefilmt. Dabei ist uns aufgefallen, dass wir die Stadt mit dem Fokus auf Graffiti anders wahrnehmen und für uns subtile und sonst eher verborgene Aussagen und Bilder sichtbar werden. Konkret waren dies für uns oft eher Tags⁹ und Pieces mit feministischen oder politischen Botschaften, aber ebenso welche, die eher einen künstlerischen, verzierten und abstrakten Gehalt hatten. Der Blick durch die Kamera ermöglichte es uns, unserem Thema explorativ, kreativ und offen nachzuspüren. Durch den kollaborativen Forschungsprozess im Feld entstand zudem ein persönlicher Bezug zum Thema, der unseren unmittelbaren Zugang erleichterte; diesen wollen wir an Zuschauer:innen unseres Films weiterreichen.

Für die filmische Umsetzung nutzten wir eine Kamera der Marke Fuji (X-T3), mit der wir durch andere fotografische Arbeiten bereits vertraut waren, bislang jedoch keine filmischen Erfahrungen gesammelt hatten. Im Prozess entstand umfangreiches Material, das in Auszügen in den finalen Film integriert wurde. Aufgrund der Länge vieler Aufnahmen entschieden wir uns in der Montage überwiegend für kurze Sequenzen, ohne jedoch längere Passagen grundsätzlich auszuschließen. Die Postproduktion erfolgte kollaborativ: Gemeinsam mit M. wurde das Material gesichtet, eine Erzählweise ausgehandelt und gestalterische Entscheidungen getroffen. Die Wahl der Musik fiel auf ein Stück von Freund:innen, da wir aus urheberrechtlichen Gründen auf GEMA-freie Musik angewiesen waren. Zudem unterstützte das Stück die narrative Struktur des Films und trug zu dessen atmosphärischer Rahmung bei.

Ergebnisse

Crew oder „sich gegenseitig stabilen Rücken geben“

Graffiti wird selten allein praktiziert (Strehle 2008, 15). In der Regel haben Sprüher:innen eine organisierte Gruppe („Crew“) mit eigenem Namen, der zentrales Element der Pieces der Gruppenmitglieder ist. Neben dem Crew-Namen wird auch oft der individuelle Tag-Name der Sprüher:innen verbildlicht.

Auch unsere Interviewpartnerin ist in einer (genderdiversen) Crew organisiert. Samuel

⁸ Bezeichnung für ein aufwändiges, meistens mehrfarbiges und großflächiges Graffito (Graffiti-Wiki o. J.).

⁹ Einfarbige, grafisch gestaltete Graffiti-Signaturen (Graffiti-Wiki o. J.).

Strehles (2018) Beobachtung hat sich in unseren Interviews insofern bestätigt, als dass für M. die Crew eine große Rolle spielt. Mit ihrer Crew verbindet M. Zugehörigkeit und Vertrauen und in diesem Zusammenhang ein in der Graffiti-Praxis essenzielles Sicherheitsgefühl. So beschreibt M. die Bedeutung ihrer Crew im Film folgendermaßen: „[Das ist] ein sehr, sehr guter Freund:innenkreis, [in dem] man sich kennt und gut vertraut und ja einfach eine schöne Zeit zusammen hat“ (Projektfilm: 3:48). Die Crew erlangt somit auch über das Sprühen hinaus eine hohe Bedeutung für die Persönlichkeit der Gruppenmitglieder. Dies schafft Rückhalt bei der Auseinandersetzung mit politischen Themen, feministischer Raumaneignung und Selbstermächtigung, wie sich weiter unten zeigen wird. Der Rückhalt der eigenen Gruppe ist die Basis für die emanzipative Bewegung der Sprüher:innen im gesellschaftlichen Raum. Dies betont M. in einem Teil des Interviews, das nicht im Projektfilm verarbeitet wurde: „Deswegen ist auf jeden Fall für mich ein sehr wichtiger Faktor, dass meine Crew nicht nur aus Cis-Dudes besteht, sondern auch viele FLINTA* Sprüher:innen hat, sehr stabile Sprüher:innen. Genau auf die ich mich verlassen kann, die am Start sind. Sich gegenseitig einen stabilen Rücken geben“.

Ohne eine diverse Gruppenstruktur mit Sprüher:innen, würde sich M. wohl nicht in einer kriminalisierten Szene bewegen können. Die Kriminalisierung der Graffiti-Szene und eine Praxis am Rande der Legalität könnten hierbei die Bedeutung des Zusammenhalts innerhalb der Gruppe im Vergleich zu anderen Subkulturen noch verstärken. Kann sich M. nicht auf ihre Gruppe verlassen, drohen neben Enttäuschung und Misserfolg beim Sprühen auch staatliche Repressionen. Wie aus dem obigen Zitat deutlich wird, ist M. nicht nur wichtig, eine beliebige Gruppe zu haben, auf die sie sich verlassen kann, sondern eine Gruppe, die zumindest zum Teil aus FLINTA* Personen besteht. Dies verdeutlicht die Bedeutung, die die Gruppenbindung der Sprüher:innen für eine feministische raumaneignende Praxis hat. Im nächsten Abschnitt werden die genderspezifischen Perspektiven von FLINTA* Sprüher:innen untersucht.

Gender oder „basically erstmal keine Grenzen“

Die Geschlechteridentität(en) ihrer Crew waren für M. von zentraler Bedeutung. So kritisierte sie im Interview und im Film oft, dass die Graffiti-Szene „extrem Macker dominiert“ sei. Immer wieder wird sie von cis-männlichen Kollegen korrigiert und bevormundet, ohne nach Hilfe gefragt zu haben: „Ich bin mir recht sicher, [dass] mir andere Dinge passieren als meinen cis-männlichen Kollegen. Alleine wie oft ich das hatte an der Jam, dass ich eh schon die einzige Sprüherin war und dann irgendwie noch ein paar hängengebliebene Graffiti Dudes meinen dann irgendwie überkommen zu müssen“ (Projektfilm 5:32).

Ihr erster Kontakt mit der Graffiti-Szene war hingegen positiv, weil M. von einer FLINTA*-Person mitgenommen wurde. Neben der (zumindest zum Teil) FLINTA* Crew als Fundament von Raumaneignung und Selbstermächtigung besteht durch die Verbündung mit anderen FLINTA* auch eine szeneninterne Auseinandersetzung mit männlicher Dominanz. So spricht M. im Interview und Film das Problem an, dass durch eine weibliche Sozialisierung insbesondere FLINTA* Personen der Eintritt in die Graffiti-Szene erschwert wird: „Da spielt ja voll viel mit. Häufig werden FLINTA* Personen ja ganz anders sozialisiert. Es fängt schon an [damit], wann die zuhause sein müssen. Wenn es dunkel wird, müssen die meisten zuhause sein. Da bleibt ja nicht viel Spielraum sich auszutesten“ (Projektfilm 7:12).

In explizit feministischen Crews wie den „graff grrlz“ (Pabón-Colón 2018) werden bestehende Strukturen und Machtverhältnisse bewusst reflektiert und bekämpft, wodurch feministische Räume innerhalb der Graffiti-Kultur geschaffen werden. Anders als in einem großen Teil der klassischen Graffiti-Szene kann in diesen Gruppen Diversität und Abweichung ohne Ausgrenzung gelebt werden, weil an einem Abbau hierarchischer und männlicher Strukturen gearbeitet wird (ebd., 178). Der Schulterchluss mit anderen FLINTA* Personen kann für nicht cis-männliche Mitglieder der Graffiti-Szene also einen Ausweg aus männerdominierten

Räumen bedeuten, ohne dass der Szene als solcher der Rücken gekehrt werden muss. Außerdem bietet die Struktur der Graffitikultur selbst eine Offenheit für die Unterwanderung von Geschlechterrollen. In der Szene ist es üblich, sich einen eigenen Namen zu geben und einen eigenen Stil zu entwickeln. Das ermöglicht das Finden neuer Identitäten und verhindert das Verschwinden in der Anonymität; in den Worten von M. im Film: „Eigentlich bietet Graffiti ja die wunderbare Möglichkeit, dass du dir ein Pseudonym aufbauen kannst und frei wählen kannst: welcher Name, welches Gender. Ob Genderneutralität oder Anonymität [...] da sind ja basically erstmal keine Grenzen gesetzt“ (Projektfilm 4:15; siehe Abb. 2).



Abb. 2: Projektfilm Screenshot (11:45) – M. beim Verzieren ihres Tag-Namens (Quelle: eigene Aufnahme)

Die sprühende Person bleibt für Betrachter:innen von Pieces und Tags zunächst unsichtbar. FLINTA* Sprüher:innen können so in ihrem Stil und bei der Wahl ihres Namens mit Geschlechterklischees spielen, in andere Rollen schlüpfen und sich zumindest temporär gesellschaftlichen Zuschreibungen entziehen. Dies bietet die Brücke zum Aspekt der Selbstermächtigung als zentralem Element einer feministischen Graffiti-Praxis.

Selbstermächtigung oder „kann mich bocken, kann mich hypen“

Die Praxis, sich als FLINTA* Person gestärkt durch eine verlässliche und solidarische Gruppe in der Graffiti-Szene zu bewegen, an den Grenzen des Gesetzes zu operieren und schaffend tätig zu sein, kann zu einem Gefühl der Selbstermächtigung bei Sprüher:innen führen. M. sagt dazu: „Als ich angefangen habe Graffiti zu sprühen, war mir nicht bewusst, dass ich mich häufiger selbstermächtigt fühle. Dass sich mein Autonomieempfinden einfach komplett verändert hat und ja ich glaube anfänglich hat es sehr viel damit zu tun gehabt mit [...] Aufregung, Grenzen austesten, viele erste Male: erstes Mal Dose in der Hand halten, erstes Mal mit Friends nachts unterwegs sein, erstes Mal [...] vor Bullen wegrennen“ (Projektfilm 6:30).

Als Teil der Graffiti-Szene hat M. demnach gelernt, sich ihre eigenen Grenzen zu setzen und diese auszutesten. Nachts unterwegs zu sein, vor der Polizei zu flüchten oder Pieces nach den eigenen Vorstellungen zu malen, schafft auch ein Gefühl der Autonomie. Sich selbst in einem freien Raum austesten zu können hat M. geholfen, sich selbst kennenzulernen und sich auf sich selbst verlassen zu können. Aber auch die künstlerische Tätigkeit als Sprüher:in trägt zur Selbstermächtigung bei. Techniken lernen, Ideen umsetzen, aber auch mit Fehlern und Misserfolg hadern, um daraus zu lernen. M. beschreibt ihre Gefühle beim Sprühen und dazu,

fertige Pieces zu sehen im Film wie folgt: „Kann mich richtig bocken, kann mich hypen [...], kann aber auch dazu führen, wenn ich da so eine richtige Gurke hingezimert hab, dass ich den Tag damit dann auch abschließe und für mich gelaufen ist“ (Projektfilm 10:52).

Weiter betont M., dass sie sich in der Graffiti-Szene wohlfühlt und ihr Selbstvertrauen gestärkt wird, weil Themen wie Geschlecht und Sozialisierung während des Sprayens für eine kurze Zeit vergessen werden können. Dazu gehört für M. maßgeblich, dass das Malen von Graffiti in der Öffentlichkeit stattfindet: „Was mir zeigt [ist], dass ich mir da vertrauen kann, dass ich da eine Daseinsberechtigung hab und das auch gerne weitergeben möchte. [...] Und, dass man unabhängig von der Sozialisierung sich ausdrücken kann, sein darf und gesehen werden darf“ (Projektfilm 7:38). Diese Erfahrung lässt sich mit Jessica Nydia Pabón-Colóns (2018) Beobachtung zu den „graff grrlz“ verbinden, die das Sprayen bewusst als widerständige Strategie praktizieren, um den einengenden Geschlechternormen zumindest temporär zu entkommen, wenngleich sie diesen strukturell ausgesetzt sind.

Der Graffiti-Szene gelingt es, einen Widerspruch zu vereinen, der ansonsten nur in wenigen Kontexten, wie beispielsweise im Internet, anzutreffen ist: umfassende Sichtbarkeit trotz Anonymität. Die Sprüher:innen verleihen ihren Pieces umfassende Sichtbarkeit, wenn sie sie an Häuserwänden oder auf Zügen anbringen. Gleichzeitig können die Sprüher:innen im Hintergrund anonym bleiben. Das schafft den nötigen Schutz, um sich ausprobieren und ausleben zu können und die eigene Identität im Graffiti-Stil zu suchen. Gleichzeitig können sie sich und ihre geschaffene Identität der Öffentlichkeit präsentieren. Die Möglichkeit, die eigene Identität als Alter Ego mit selbstgewähltem Namen in der Graffiti-Szene anonym und dennoch öffentlich ausleben zu können, schafft Raum für eine subversive Raumaneignung, welcher wir uns nun zuwenden.

Raumaneignung oder „Stadt verändert sich“

M. beschreibt im Film auch, wie sie als Teil der Graffiti-Szene begonnen hat, die Stadt anders wahrzunehmen: „Das bockt natürlich total, weil du Stadt und alles nochmal ganz anders kennenlernenst. Und ich hab auf jeden Fall auch die Stadt, in der ich lebe, nochmal irgendwie ganz neu kennengelernt als ich angefangen habe Graffiti zu malen und mir fallen jetzt irgendwie immer noch Sachen auf, die mir vielleicht vorher noch entgangen sind. [...] Man merkt auf jeden Fall: Szene ist aktiv und Stadt verändert sich“ (Projektfilm 8:56).

Das bedeutet, städtische Räume zu erkunden, die durch Zäune, Mauern oder ‚Zutritt verboten‘-Schilder vom öffentlichen Zugang ausgeschlossen und daher weitgehend unbeachtet bleiben (z. B. Güteryards, Fabrikgelände, Lagerhallen, Industriegebiete). Obwohl diese Flächen einen erheblichen Teil der Stadt einnehmen, gelten sie für viele im Alltagsbewusstsein als irrelevant für das Zusammenleben. Sprüher:innen hingegen machen sie sich bewusst zu eigen und integrieren sie in ihre Kultur als Orte, an denen sie sich ausdrücken, bewegen und begegnen. Indem Sprüher:innen mit ihrer Crew öffentlichen Raum für ihr Schaffen nutzen, arbeiten sie (wenn auch nicht immer bewusst) auch an der Gestaltung dieser Räume mit. Die Auseinandersetzungen innerhalb der Szene und der Individuen mit sich selbst schlagen sich in den Pieces nieder und prägen so auch den öffentlichen Raum. Wenn feministische Crews sich mit Gender-Themen innerhalb der Szene auseinandersetzen und damit Raum für Selbstermächtigung schaffen, spiegelt sich das auch in den Pieces der Sprüher:innen wider, die wiederum im öffentlichen Raum weithin sichtbar diesen beeinflussen können.

Der Projektfilm eröffnet mit Aufnahmen von feministischen Graffiti, die wir im Bremer Stadtraum gesammelt haben (siehe Abb. 3 und 4). Durch die Zusammenarbeit mit M. haben wir gelernt auch kleinere Veränderungen im Stadtbild wahrzunehmen. Diese kleinen Veränderungen nehmen insbesondere Sprüher:innen wahr, wenn neue Pieces auftauchen oder entfernt werden oder wenn neue Menschen die Szene betreten und sich durch ihre

Bilder und Tags bemerkbar machen (Wright 2015, 391). Raumaneignung findet nicht nur gesamtgesellschaftlich statt, sondern auch innerhalb der Szene. M. beschreibt im Film das Problem, dass die Graffiti-Szene aus verschiedenen Gründen männlich geprägt ist: „Problem ist nur, Szene ist erstmal total [von] Männer[n] dominiert. Was häufig ja einhergeht mit bestimmten Rollenbildern und sexistischen Verhalten. Wo einige Atzen irgendwie denken, sie sind mit einer Dose zur Welt gekommen. Ego spielt natürlich [eine] extrem große Rolle“ (Projektfilm 4:28). Somit hängt feministische Raumaneignung durch Graffiti auch eng mit Fragen der Gruppenzugehörigkeit, der Diskussion um Männlichkeit und Weiblichkeit innerhalb der Szene und der Selbstermächtigung einzelner Sprüher:innen zusammen. Graffiti kann in diesem Zusammenhang als ein Ringen um die Gestaltung öffentlicher Räume verstanden werden, das unsichtbar vor den Augen der meisten Stadtbewohner:innen stattfindet.

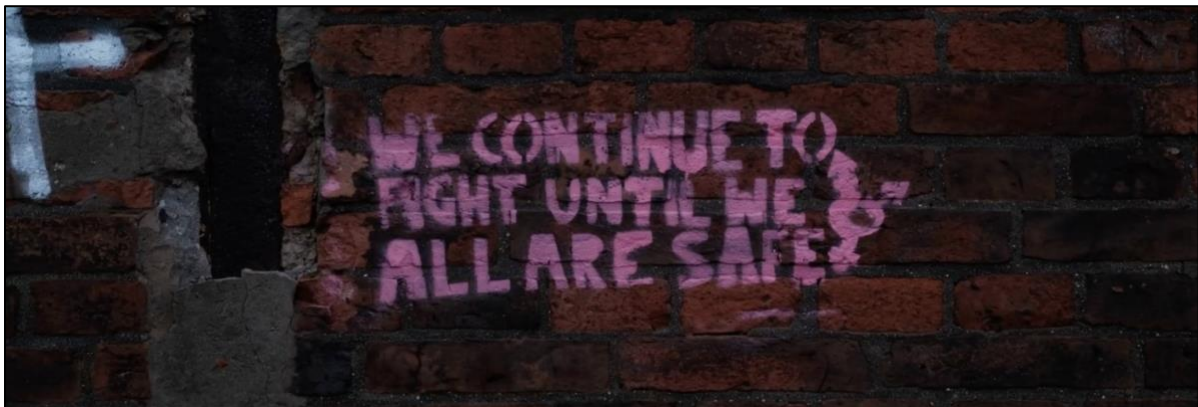


Abb. 3: Projektfilm Screenshot (1:21) – Feministisches *Stencil*-Graffiti¹⁰ am Bremer Osterdeich (Quelle: eigene Aufnahme)



Abb. 4: Projektfilm Screenshot (1:24) – Feministisches Graffiti am Bremer Osterdeich (Quelle: eigene Aufnahme)

Fazit

Graffiti ist mehr als nur das Sprühen eines ausgedachten Namens. Für Sprüher:innen ist es ein Kampf um Deutungshoheit und Gestaltungsspielraum in der Stadt. In Zeiten von Gentrifizierung und der Verdrängung alternativer Subkulturen schafft die Sichtbarkeit von Sprüher:innen im Stadtbild einen Diskurs über das Aussehen der Stadt, der nicht verbal, sondern praktisch ausgetragen wird (Erman 2023, 108f). FLINTA* Sprüher:innen kommt hierbei eine besondere Bedeutung zu: Sie tragen feministische Raumaufteilungsdebatten in die Graffiti-Szene und damit auch ins öffentliche Stadtbild. Neben der Möglichkeit, sich als

¹⁰ Mit Sprühschablonen angefertigtes Graffiti.

Sprüher:innen auszuprobieren und innerhalb der Szene zu ermächtigen, eignen sich FLINTA* Personen in ihrer Praxis Räume an, die ihnen zuvor durch geschlechtsspezifische Ausschlussmechanismen und die Erfahrung von Angsträumen nicht oder nur eingeschränkt zugänglich waren. Sie fordern von der Stadtgesellschaft und ihrer eigenen Szene ein, ihren Partizipations- und Machtanspruch einzulösen. Der Dokumentarfilm hat sich als eine geeignete Methode erwiesen, um die emotionalen, visuellen und atmosphärischen Dimensionen von Graffiti erfahrbarer zu machen (siehe Abb. 5). Durch die Verbindung von Bild, Ton und Musik können nicht nur Inhalte vermittelt, sondern auch Stimmungen und Perspektiven transportiert werden. Der Film kann somit auch abseits unserer hier dargelegten Überlegungen einen Einblick in die Arbeit von FLINTA* Sprüher:innen geben und ihre Perspektiven auf Raumaneignung und Selbstermächtigung darlegen.



Abb. 5: Screening des Dokumentarfilms im Rahmen der Ausstellung „Stadtgefühle“ im UMZU 2024 (Quelle: eigene Aufnahme)

Literaturverzeichnis

Erman, Sophie (2023): Graffiti als ein Recht auf Stadt? Eine feministische Perspektive auf Teilhabe in der Graffiti-Szene. In: Häuser, Frederike und Kaltenhäuser, Robert (Hrsg.): Graffiti und Politik. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 106-123.

Gebhardt, Dirk und Holm, Andrej (2011): Initiativen für ein Recht auf Stadt. In: Gebhardt, Dirk und Holm, Andrej (Hrsg.): Initiativen für ein Recht auf Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignungen. Hamburg: VSA Verlag, 7-24.

Heinrich-Böll-Stiftung (2018): Von Welle zu Welle: Die vier Phasen des Feminismus. Verfügbar unter: <https://www.boell.de/de/2018/07/03/von-welle-zu-welle> (Zugriff am 05.08.2025).

Kern, Leslie (Hrsg.) (2020): Feminist city: Claiming space in a man-made world. London: Verso.

Kripoe (2023) Vorwort. Mach dich frei. In: Häuser, Frederike und Kaltenhäuser, Robert (Hrsg.): Graffiti und Politik. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 7-11.

Humuza, Corinna; Nixon, Christopher; Schmidt, Katharina und Singer, Katrin (2023): Ein Gespräch zum Verhältnis von Kunst und Raum. In: Singer, Katrin; Schmidt, Katharina und Neuburger, Martina (Hrsg.): Artographies. Kreativ-künstlerische Zugänge zu einer machtkritischen Raumforschung. Bielefeld: transcript, 39-55.

Häuser, Frederike (2021): Graffiti, Gouvernementalität und Grenzen. Auftragsgraffiti als Strategie zur Graffitiprävention? In: Häuser, Frederike (Hrsg.): Graffiti. Interdisziplinäre und kontemporäre Perspektiven. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 113-125.

Hutta, Jan; Klosterkamp, Sarah; Laketa, Suncana und Maquardt, Nadine (2021): Emotionen und Affekte. In: Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht (Hrsg.): Handbuch Feministische Geographien. Arbeitsweisen und Konzepte. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, 215-239.

Lefebvre, Henri (1968): Le droit à la ville. Paris: Éditions Anthropos.

Lefebvre, Henri (1974): La Production de l'espace. Paris: Éditions Anthropos.

Lissa, Zofia (Hrsg.) (1965): Ästhetik der Filmmusik. Berlin: Henschelverlag.

Meyer, Dorothee und Lindmeier, Bettina (2021): Empowerment, Selbstbestimmung, Teilhabe – Politische Begriffe und ihre Bedeutung für die inklusive politische Bildung (2020). In: Meyer, Dorothee; Hilpert, Wolfram und Lindmeier, Bettina (Hrsg.): Grundlagen und Praxis inklusiver politischer Bildung. Bonn, 38-56. Verfügbar unter: <https://www.bpb.de/lernen/inklusive-politisch-bilden/335013/empowerment-als-paedagogisches-leitprinzip/> (Zugriff am 05.08.2025).

Meyermann, Alexia und Porzelt, Maike (2018): Hinweise zur Anonymisierung qualitativer Daten. Frankfurt am Main: DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation. Verfügbar unter: <https://doi.org/10.25656/01:21968> (Zugriff am 05.08.2025).

Graffiti-Wiki (o. J.): Graffiti Online-Lexikon. Verfügbar unter: <https://www.graffiti-wiki.com/streetart/graffiti-online-lexikon/> (Zugriff: 30.09.2025).

Mullis, Daniel (2017): Henri Lefebvre: Das Recht auf Stadt. In: Eckardt, Frank (Hrsg.): Schlüsselwerke der Stadtforschung. Weimar: Springer, 351-367.

Neelon, Caleb (2003): Critical Term for Graffiti Study. Verfügbar unter:

https://www.graffiti.org/faq/critical_terms_sonik.html (Zugriff am 27.09.2025).

Pabón-Colón, Jessica Nydia (Hrsg.) (2018): *Graffiti Grrlz. Performing Feminism in the Hip Hop Diaspora*. New York: New York University Press.

Piscitelli, Paloa (2023): Filmemachen als transformatives Forschungstool. In: Singer, Katrin; Schmidt, Katharina und Neuburger, Martina (Hrsg.): *Artographies. Kreativ-künstlerische Zugänge zu einer machtkritischen Raumforschung*. Bielefeld: transcript, 157-173.

Singer, Katrin; Schmidt, Katharina und Neuburger, Martina (2023): *Artographies. Kreativ-künstlerische Zugänge zu einer machtkritischen Raumforschung*. Bielefeld: transcript.

Strehle, Samuel (2008): Fortsetzung des Aufstands mit anderen Mitteln? Eine kultursoziologische und medientheoretische Analyse des Graffiti-Writings. In: Strehle, Samuel und Szabo, Sacha (Hrsg.): *Unterhaltungswissenschaft. Populärkultur im Diskurs der Cultural Studies*. Marburg: Tectum, 11-36.

Soken-Huberty, Emmaline (o. J.): *Types of Feminism: The Four Wave*. Verfügbar unter: <https://www.humanrightscareers.com/issues/types-of-feminism-the-four-waves/> (Zugriff am 05.08.2025).

Trautvetter, Christoph (2020): Wem gehört die Stadt? Analyse der Eigentümergruppen und ihrer Geschäftspraktiken auf dem Berliner Immobilienmarkt. In: Rosa-Luxemburg-Stiftung (Hrsg.): *Studie 13/2020, 3. Auflage*. Verfügbar unter: https://www.rosalux.de/fileadmin/images/Dossiers/Wohnen/wem-gehoert-die-stadt/Studien_13-20_Wem_gehoert_die_Stadt_3.Aufl_Web.pdf (Zugriff: 30.09.2025).

Valentine, Gill (1989): The Geography of Women's Fear. In: *Area*, 21(4), 385-390. <https://www.jstor.org/stable/20000063>

Wastl-Walter, Doris (Hrsg.) (2012): *Gender Geographien. Geschlecht und Raum als soziale Konstruktion*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

Wright, Sarah (2015): More-than-human, emergent belongings: A weak theory approach. In: *Progress in Human Geography* 39(4), 391-411. <https://doi.org/10.1177/0309132514537132>